Blicke

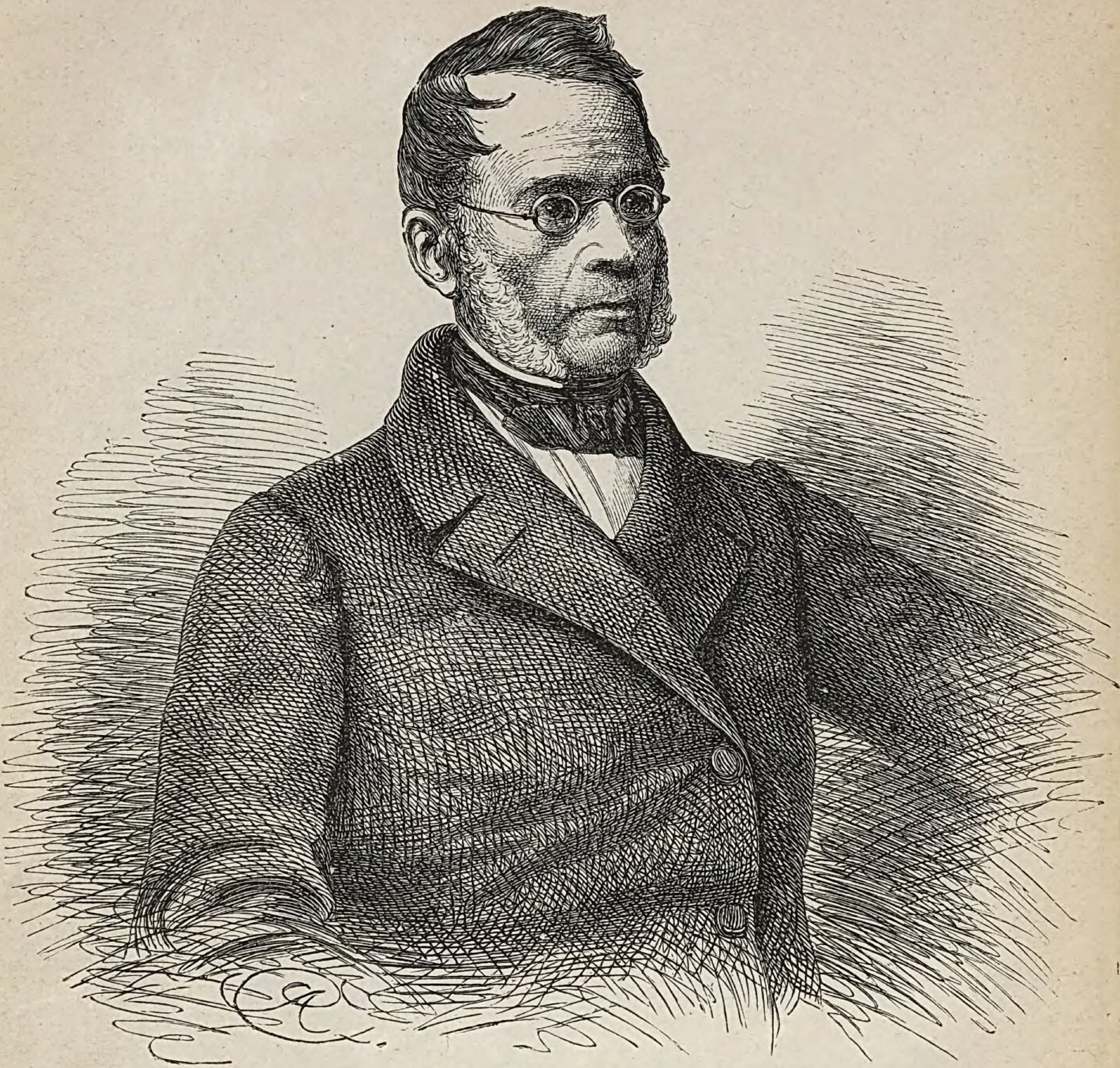
in

das kunst- und gewerbreiche Leben der Stadt

Nürnberg

im sechszehnten Jahrhundert.

Aus:
Deutsche National-Bibliothek.
Volksthümliche Bilder u. Erzählungen
aus
Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart
herausgegeb. von Ferd. Schmidt.



Meinst du es redlich mit dem Heil Deines Vaterlands, so lerne es vor Allem, um es mit vollem Herzen zu lieben, im hellen Licht seiner Geschichte kennen.

Johannes Voigt.

Blicke

in

das kunst- und gewerbreiche Leben der Stadt

Nürnberg

im sechszehnten Jahrhundert.

Von

Johannes Voigt,

Professor in Königsberg.

Verlag von Brigl & Lobeck (B. Brigl)

in Berlin.

1862

Abriss einer Autobiographie

von

Johannes Voigt.

Jeder Mensch ist seines Glückes, seines Schicksals Schmied. Ich darf mit Recht dieses Wort an die Spitze dieses kurzen Abrisses meiner Lebensschicksale stellen. Im Jahre 1786 im Kirchdorf Bettenhausen, eine Meile von Meiningen entfernt, sehr schwächlich geboren, war ich lange meinen Eltern der Gegenstand großer Sorge und man zweifelte fort und fort an meinem längeren Leben. Zum Knabenalter herangewachsen, stärkte mich tägliches Herumschweifen in Feldern und Wäldern und eine angemessene, meinen Kräften entsprechende Thätigkeit in häuslichen und außerhäuslichen Geschäften in meiner Gesundheit je mehr und mehr. Die Dorfschule in ihrer damaligen schlechten Verfassung kostete wenig Anstrengung, denn im Lesen, Schreiben, Rechnen und Auswendiglernen der Bibelsprüche und Gesänge war ich auf jeder Bank bald immer der Erste. Jahre lang besuchte ich oftmals bei meinen Streifereien im Walde an der Hand eines Jugendfreundes, des Sohnes eines alten Forstmannes, auch die Mauern eines alten, zerfallenen Ritterschlosses in der Nähe meines Geburtsorts; der Hutsberg war sein Name. Es war weder die Geschichte dieses alten Ritterhauses, denn

von dieser wußten wir nichts, noch die wunderschöne Naturumgebung, auf die einst das alte Rittergeschlecht von dort aus heruntersah, die uns immer wieder auf die beschwerliche Berghöhe hinauflockten, denn die Schönheit der Natur, die Reize unserer Dorfgegend kamen in uns nicht zum Bewußtsein, wir hatten nie eine andere gesehen; es zog uns vielmehr in die zerfallenen Mauern hinauf das heimlich fremde Anwehen einer gewissen Zauberwelt, die wir uns nach und nach für das graue Bergschloß geschaffen hatten, denn der Jugendfreund wußte stets die stillen, leeren Ruinen, so oft wir sie besuchten, mit einem wunderbaren Zauber- oder Feenmärchen, untermischt mit einer heldenartigen Rittergeschichte, wie sie sich in seinem Försterhause vom Vater auf Söhne und Enkel vererbt, auf's Neue zu beleben. Allein diese von Jahr zu Jahr immer mehr bezweifelten ritterlichen Wunderthaten verloren für mich allen Reiz und es verschwand in mir aller Glaube an sie, als ich in Heims, meines alten Landsmannes, Büchlein über das Bergschloß Hutsberg von der einstigen geträumten Wunderwelt auch nicht die mindeste Spur fand. Und da sich überdies bald auch das Gerücht verbreitete, der Kellerraum des Schlosses sei das Versteck einer Diebsbande, so sah ich es seitdem viele Jahre nicht mehr. Auf einer dieser Wanderungen war es, daß mein Jugendfreund die Frage aufwarf: warum denn Bettenhausen diesen Namen führe? Sehr einfach, improvisirte ich die Antwort, weil das einst nahe liegende, wie man sagt, im dreißigjährigen Krieg verbrannte Dorf Ottenhausen und unser Bettenhausen von einem Ehepaar, mit Namen Otto und Elisabetha oder Betta gegründet und das eine nach ihm und das andere nach seiner Frau genannt worden sind. Und mein Freund war befriedigt.

In meinem zwölften Lebensjahre aber sollte meine Lebensweise eine etwas ernstere werden. Mein Vater, Chirurg und als solcher in der Umgegend weit und breit sehr geschätzt und

viel gesucht, wünschte, daß ich einst seine Stelle einnehmen und vorerst als Gehülfe ihm zur Seite stehen möge. Dazu schien einige Kenntniß der lateinischen Sprache und eine gewisse Uebung und Fertigkeit in schriftlichen Aufsätzen nothwendig. Im Dorfe Henneberg, am Fuße der Berghöhe, auf der einst das prächtige Stammschloß der Grafen von Henneberg stand, eine kleine Meile von meinem Geburtsort entfernt, bot sich dazu Gelegenheit im Hause des ältern Bruders meines Vaters, der dort Pächter einer herzoglichen Domaine war. Sein Sohn, ein tüchtiger Musiker, dem auch etwas Latein angeflogen war, sonst in allen Dingen unwissend, wurde zu meinem Lehrer bestimmt; einen schlechtern hätte ich nirgends bekommen können.

So verließ ich zum erstenmal das väterliche Haus und es begann nun mein erster Unterricht in der lateinischen Sprache und in deutschen Stylübungen. Die völlige Planlosigkeit aber, das Widersinnige in der Lehrart und die Qual, womit der Unterricht betrieben wurde, erzeugten in mir je mehr und mehr den gründlichsten Widerwillen gegen alles Lernen solcher, wie es mir schien, völlig nutzlosen Dinge. Aber was half's? der Lehrer war unerbittlich streng, oft barbarisch hart, drohte selbst mit körperlicher Züchtigung und ich mußte, von Hause aus schon an strengen Gehorsam gewöhnt, mich in mein schweres Schicksal fügen. Oft indeß, wenn mich der Lehrer in den alten Schloßruinen, wo ich im Sommer meinen Unterricht, wenn ich es so nennen darf, empfing, mit meinem aufgegebenen Pensum Stunden lang allein ließ, versteckte ich die Grammatik in ein Gebüsch, um an den alten Mauern irgend eine Spur des einstigen gräflichen Lebens, eine Zeichnung oder eine Jahreszahl aufzufinden, denn seit ich an der Bettenhäuser Dorfmauer solche Jahreszahlen aus dem Ende des 16. und des 17. Jahrhunderts entdeckt, hatten sie für mich einen eigenen Reiz. Hier war mein Suchen zwar vergeblich; allein ich lernte doch auf's Genauste alle einzelnen

noch erkennbaren Räumlichkeiten des Grafenschlosses kennen und es gewann daher auch der nachmalige Unterricht über die Geschichte der alten Grafschaft Henneberg, so trocken und dürftig er auch war, für mich ein außerordentliches Interesse. Es lebte dies in mir so lebendig fort, daß ich mich auch später noch in meinen Studentenjahren mit dem Gedanken beschäftigte, einst nach der Heimkehr in das geliebte Vaterland eine Geschichte der Grafen von Henneberg und ihres ritterlich-gräflichen Lebens auf ihrem, mir so bekannten Stammschlosse abzufassen, allerdings damals ein sehr unreifer Plan.

Oefter besuchte mein gestrenger Vetter mit mir den mit unserer Familie verwandten Schulmeister Voigt in dem nahe an Henneberg gelegenen Dörfchen Bauerbach, einen für seinen Stand gebildeten und in seiner Art klugen und weltgewandten, damals aber schon ältlichen Mann. Von ihm hörte ich zuerst den Namen Schiller nennen, denn als sich dieser, wie bekannt, seit December 1782 und im Januar 1783 unter dem Namen Doctor Ritter in dem stillen, abgelegenen Bauerbach, einer Besitzung der Frau von Wolzogen, aufhielt, hatte auch Voigt mit ihm Umgang gehabt und wußte Allerlei von ihm zu erzählen. Der Name Schiller war mir aber so neu und damals noch so gleichgültig, daß ich von allen jenen Erzählungen jetzt nichts mehr weiß.

Mein Aufenthalt in dem schönen, mir so schwer verleideten Henneberg dauerte zum Glück nicht lange. Im Winter 1799 zog mein Vetter und ich mit ihm nach Meiningen, wo ich glücklicher Weise seinem Unterricht entzogen und durch eine gründliche Lehrmethode in Privatstunden eines andern Lehrers so weit vorbereitet wurde, daß ich bei den glücklichen Fortschritten, die ich nun machte, im Juni 1800 in die untere Classe des damaligen Lyceums (jetzt Gymnasium) aufgenommen werden konnte. Ich gehe über meine Schulzeit bis zu Ostern des Jahres 1806 schnell hinweg und hebe nur einige Momente

hervor, die auf mein späteres Leben von Einfluß waren. Da sich mein gestrenger Vetter in der untergeordneten Schulstelle, die er angenommen, als Lehrer nicht halten und durchaus keine Autorität unter den Knaben gewinnen konnte, die Stadt also wieder verlassen mußte, ward ich bei einem pensionirten Kriegsrath, einem ehemaligen herzoglichen Prinzen-Instructor, in Pension untergebracht. Die leibliche Kost war bei ihm freilich immer nur sehr spärlich zugemessen und ich lernte jetzt zuerst, was Hunger heißt. Aber der alte Herr, der auf Gottes Erden durchaus nichts mehr zu thun hatte, machte sich ein Vergnügen daraus, mir Unterricht im Französischen zu ertheilen, und weil er dabei gefunden zu haben glaubte, daß ich zu etwas Besserem, als zu einem Chirurgen, geschaffen sei, wußte er in einer glücklichen Stunde meinen Vater zu bewegen, den Chirurgen in mir aufzugeben und mich studiren zu lassen. Kein Mensch war glücklicher, als ich.

Dieser Umstand aber gab auch meinem Fleiß einen neuen, gewaltigen Sporn. Je mehr ich manche meiner Mitschüler in Sprachenkenntnissen mir bedeutend voranstehen sah, um so eifriger eilte ich ihnen nach. Der Unterricht in manchen Classen war zwar oberflächlich und mangelhaft genug; allein als ich nach vierjährigem Privatfleiß in die oberste Classe, damals Selecta genannt, einrückte, lernte ich in den Stunden unseres tiefgelehrten, ausgezeichneten Directors Schaubach, was gründliches Sprach- und Sachverständniß der alten römischen und griechischen Classiker heißt. Nur in der Mathematik wollte bei mir sein Unterricht nicht anschlagen; ihm auf seine Fragen eine völlig genügende Antwort zu geben oder eine befriedigende schriftliche Arbeit zu liefern, war ich fast nie im Stande. Dagegen erfreute ich ihn mit einigen meiner Mitschüler wieder durch die schnellen Fortschritte, die wir in der englischen Sprache in Privatstunden bei ihm machten. Die Hennebergische Landes-

geschichte, wie sie von einem Lehrer vorgetragen wurde, erregte in mir, wie schon erwähnt, das lebendigste Interesse, denn nun kam mir das alte Bergschloß Henneberg eigentlich erst zum Leben. Dagegen konnte ich an dem Unterricht über allgemeine Staatengeschichte, wie er von einem andern Lehrer in der höhern Classe matt, schläfrig und meist nur dictirend vorgetragen wurde, durchaus keinen Gefallen finden und ich blieb darin sehr unwissend. Ich stöberte zwar zuweilen in geschichtlichen Büchern umher, wenn ich sie erhalten konnte, aber ohne feste Anhalte, ohne Ziel und Plan.

So gingen meine sechs Schuljahre vorüber. Nachdem ich in den letzten anderthalb Jahren mit zweien meiner Mitschüler in Privatlectüre Vieles von Aeschylus, Sophokles, Thucydides, Horaz und Tacitus und im Deutschen Manches von Goethe und Schiller, Wielands Agathon und Shakespeare in Eschenburg's Uebersetzung gelesen hatte, schien mir und einem andern meiner Mitschüler der gewöhnliche Schulgang zu langsam; wir hielten uns Beide zur Universität für reif. Obgleich nach alter Schulordnung der Abgang von der Schule erst zu Michaelis 1806 hätte erfolgen dürfen, kamen wir insgeheim, ohne den Director davon zu benachrichtigen, beim Consistorium, als oberster Schulbehörde, um Entlassung ein. Die Erlaubniß wurde ertheilt, mit dem Auftrag an den Director, uns zu examiniren. Dieser aber, von Aerger und Zorn darüber außer sich, daß wir die alte Schulordnung durchbrechen wollten, weigerte sich standhaft, mit uns ein Examen zu veranstalten. Unsere Meldung dazu war ohne Erfolg. Gestützt jedoch auf die erhaltene Erlaubniß zum Abgang verließen wir die Schule oder vielmehr wir entliefen ihr, ohne examinirt zu sein. Es lag mir aber lange Zeit unsäglich schwer auf dem Herzen, den von mir so tief verehrten Director, dem ich so unendlich viel zu verdanken hatte, in solcher Weise erzürnt zu haben. Doch schrieb er mir in

mein Stammbuch auf meine dringende Bitte beim Abschied die Worte: Forsan et haec olim meminisse juvabit. Ich fühlte und verstand sehr wohl, daß die Worte so viel sagen sollten: ich möge die mir von ihm in bitterem Zorn ertheilte Feuertaufe nicht vergessen.

Gegen Ende April 1806 trat ich ganz allein über den Thüringer Wald, alle meine Habseligkeiten in einem Ränzchen auf dem Rücken tragend, die Reise zu Fuß, meist noch in tiefem Schnee, nach Jena an. Hier aber ging mir nun eine ganz neue Welt auf. Nach dem Wunsch meiner mir über Alles theuren, liebevollen, frommen Mutter (sie war die Tochter eines Anhängers der Herrenhuter-Gemeinde in Neudietendorf bei Gotha), deren besonderer Liebling ich von Kindheit auf gewesen war, war mein Vorsatz, Theologie zu studiren. Mich einst einmal auf der Kanzel zu sehen, dachte sie sich als ihr höchstes Glück. Und die höchst interessanten Vorlesungen des alten, ehrwürdigen Griesbach über Kirchengeschichte zogen mich bald auf's Gewaltigste, mehr als alles Andere, zum theologischen Studium hin; doch hörte ich daneben zugleich auch mehrere philologische Vorlesungen bei Eichstädt; nur denen über Geschichte und Statistik bei dem steifen, überaus trockenen und langweiligen Professor Heinrich ward ich sehr bald untreu. Auch an Hegel's Philosophie, bei dem ich eine Zeitlang hospitirte, konnte ich keinen Geschmack finden. Die Schlacht bei Jena unterbrach meine Studien schon nach dem ersten Semester. Sie kostete mir fast selbst das Leben, indem beim ersten Straßengefecht, dem ich neugierig von meinem Fenster aus zusehen wollte, mir eine Flintenkugel kaum eine Spanne weit am Kopf vorübersauste und in die vorstehende Wand des Nachbarhauses einschlug.

Nach einer lustigen, ganz in studentischer Weise zurückgelegten Reise mit funfzehn Commilitonen in die Heimath, wo ich mehrere Wochen verweilte, kehrte ich im November nach Jena

zurück. Da war mittlerweile Luden als Professor der Geschichte angekommen. Ich ahnte noch nicht, welchen unendlichen Einfluß er auf mein ganzes künftiges Leben haben werde. Kaum aber hatte ich seine mächtig auf mich einwirkende Einladungsschrift an die gelehrten Mitbürger der Universität „über den Vortrag der Universalgeschichte" gelesen, als ich in derselbigen Stunde noch zu ihm eilte, um mich als seinen Zuhörer zu melden. Ich war der Erste, der sich bei ihm angemeldet, und ich darf wohl sagen, ich bin sechs Semester hindurch sein allertreuester Zuhörer geblieben. Er hat in dieser Zeit keine einzige Vorlesung über Geschichte, Politik, Aesthetik u. s. w. gehalten, in der ich nicht von Stunde zu Stunde zu seinen Füßen saß. Und nicht blos diese Vorlesungen waren es, die mich für Alles, wovon er sprach, immer von Neuem begeisterten, ebenso mächtig wirkte auf mich die Liebenswürdigkeit seines persönlichen Umgangs, ja ich darf wohl sagen, seine Freundschaft, deren er mich mehr und mehr würdigte.

Dabei blieb ich aber auch meinen philologischen und theologischen Studien treu. In jenen wohnte ich allen Vorlesungen Eichstädt's über griechische und römische Classiker und ein ganzes Jahr lang über allgemeine Literaturgeschichte bei. In der lateinischen Gesellschaft arbeitete ich als Mitglied viel über Theocrit, meinen Lieblingsdichter. In den theologischen Vorlesungen Griesbach's über Kirchengeschichte (die ich drei volle Jahre besuchte) über Exegese, Hermeneutik und Einleitung in's Neue Testament konnte ich seine Gründlichkeit, Gelehrsamkeit und seinen Scharfsinn nicht genug bewundern. Um jedoch mit meinen theologischen Studien möglichst bald zum Schluß zu kommen und mich dann ausschließlich nur mit Philologie und Geschichte zu beschäftigen, weil jetzt schon bei mir der Entschluß gereift war, mich zum Schulfach an einem Gymnasium vorzubereiten, setzte ich im Winter 1808 alle Kraft und alle Zeit daran, um

die Lücken in meinen theologischen Kenntnissen so viel als möglich zu ergänzen. Ich gönnte meinem Körper kaum fünf Stunden Schlaf, und die Folge dieser unverständigen Anstrengung war eine äußerst gefährliche Krankheit, eine Brust- und Lungenentzündung, die in wenigen Tagen einen so reißenden Fortschritt nahm, daß ich am Rand des Grabes stand. Schon am vierten Tag lag ich neun Stunden lang, während der Arzt nach Weimar an den Hof gerufen war, ohne jedes äußere Zeichen des Lebens in einer tiefen Ohnmacht da und wie man mir nachmals sagte, war die Länge meines Sargs schon abgemessen und mein Begräbniß von meinen Landsleuten besprochen. Mein Wiedererwachen war wie aus einem süßen, ruhigen Schlaf. Wie die Krankheit schnell gekommen, ging sie schnell vorüber und bei meinen sonst so kerngesunden Körperkräften erholte ich mich von Tag zu Tag. Die Folge aber war: ich schonte mich jetzt so viel nur möglich, denn ein Rest von Brustschmerzen warnte mich lange Zeit noch jeden Tag.

Im Frühling 1808 meldete ich mich in Meiningen zum theologischen Examen und reiste zu diesem Zweck in die Heimath. Weil ich aber der einzige Gemeldete war und die geistlichen Herren nicht Lust hatten, mit mir allein ein Examen anzustellen, wurde es bis zum Herbst verschoben und fand dann, nachdem ich den Sommer in Jena meine Studien fortgesetzt, im October auch Statt. Es fiel für mich sehr günstig aus und ich wurde alsbald in die Candidaten-Liste aufgenommen. — Nun wurde auch der sehnliche Wunsch meiner innigstgeliebten Mutter erfüllt. Sie sah ihren Liebling Johannes auf der Bettenhäuser Kanzel. Es war die fünfte meiner theils in der Nähe von Jena, theils in der Umgegend meines Geburtsorts gehaltenen Predigten.

Als Belohnung für diese letzte Predigt erhielt ich die vom Vater erbetene Erlaubniß, zur Fortsetzung meiner Studien nach meinem geliebten Jena zurückzukehren. Es begann das für

mich sehr glückliche Jahr vom Herbst 1808 bis zum Herbst 1809. In meinen Studien war ich jetzt, so zu sagen, ganz zügellos und ungebunden. Außer den philologischen und historischen Vorlesungen bei Luden und über Kirchen- und Dogmengeschichte bei Griesbach besuchte ich auch die bei Oken über Zoologie, bei Voigt über Physik, bei Töpfer über Pädagogik, bei Lenz über Petrefacten-Kunde. Vom studentischen Leben hatte ich mich ganz zurückgezogen. Ich hatte das Glück, öfter in die Familienkreise des Hofraths Succow, des berühmten Physikers Seebeck, deren Kinder ich unterrichtete, Luden's und Griesbach's eingeladen zu werden, bei welchem letztern ich einmal auch mit Göethe in Gesellschaft war, den ich übrigens schon früher im Sommer auf seinem Spaziergang um die Stadt sehr häufig gesehen und respectvoll gegrüßt hatte.

Im Anfang des Sommer-Semesters meldete ich mich bei Eichstädt zu einer von ihm ausgebotenen Hauslehrer-Stelle in Weimar. Sie wurde mir von ihm zugesagt, trotzdem aber durch seine eigene Intrigue entzogen. Davon war, wie mir mein Busenfreund Bernstein, ein Liebling Eichstädt's (starb als Professor der orientalischen Sprachen in Breslau 1860), entdeckte, der einzige Grund, daß ich eine philologische Vorlesung nicht mehr bei dem Herrn Hofrath, bei dem ich bisher gut angeschrieben war, sondern bei einem jüngern Docenten, einem Gegner Eichstädt's, angenommen hatte.

Das Intriguenspiel schlug zu meinem Glück aus. Der Kanzler Niemeyer aus Halle hatte auf einer Reise, auf der er in Jena auch Griesbach besuchte, diesem mitgetheilt, daß er einen jungen Mann zu einer vacant gewordenen Lehrerstelle am Pädagogium in Halle suche. Mein hoher Gönner schlug mich ihm dazu vor. Gerade an meinem Geburtstage (ich hatte mein 23stes Lebensjahr zurückgelegt) erhielt ich das Anerbieten und nahm es freudig an, doch unter der Bedingung, daß ich

zuvor die Anstalt näher kennen lernen wolle. Dieß geschah auf einer Reise nach Halle. Nachdem ich dann noch einmal meine mir über Alles theuern Aeltern besucht, promovirte ich zuvor auf der Rückreise in Jena am 13. October 1809 als Doctor der Philosophie und zwar auf Grund einer Abhandlung über Theocrit, meinen Lieblingsdichter. Von einem mündlichen Examen, erklärte mir der Decan der Facultät, solle bei mir nicht die Rede sein, da man mich aller Seits genau kenne.

So mußte ich nun das mir so überaus theuer gewordene Jena verlassen. Ich verließ es glücklich darüber, daß ich auf diese Weise dem Hauslehrerleben entgangen war; ich verließ es aber dennoch auch mit tiefer Betrübniß, mit Schmerz über die Trennung von Männern, denen ich so unendlich viel zu verdanken hatte, und mit gleichem Schmerz über die Trennung von einer andern Persönlichkeit, an die mich die ganze Macht der Liebe fesselte. Ich fand in Halle ein ausgezeichnetes Lehrer-Collegium, unter denen ich mich bald am meisten an die mir im Alter gleichstehenden Dr. Kirchner (starb als Rector in Schulpforte) und an Dr. Kortüm (starb als Geheimer Ministerialrath in Berlin) mit Vertrauen anschloß. Ich hatte das Glück, daß mir sogleich oder bald nachher Lehrgegenstände zugewiesen wurden, die meinen Wünschen und Neigungen völlig entsprachen: Allgemeine Religionsgeschichte, Geschichte des Mittelalters und Erklärung Griechischer und Römischer Classiker. Ich war nur ein Jahr der jüngste Lehrer; mir folgten in wenigen Jahren noch 4 bis 5 andere, alle fast von gleichem Alter und alle, jeder in seinem Fach in vollster Liebe der Wissenschaft hingegeben; wenn auch nicht alle von gleicher politischer Gesinnung, doch alle in der schönsten collegialischen Harmonie und in dem Streben vereint, die Anstalt in ihrem Flor und ihrem Gedeihen immer mehr emporzuheben. Man hat diese Zeit nachmals oft die glänzendste Blüthezeit des Pädagogiums in

Halle genannt. Fast alle damals dort angestellte Lehrer sind später als Professoren der Philologie und der Geschichte an Universitäten gestorben. Unter ihnen war Näke aus Dresden (starb als Professor der Philologie in Bonn) mein Busenfreund.

Während der ersten Jahre meines Lebens in Halle beschäftigte mich mein Lehramt mit einer bedeutenden Zahl von Lehrstunden viel zu sehr, als daß ich an eigene Studien viel hätte denken können. Je mehr ich aber meine wenigen Mußestunden auf ein gründlicheres Studium der Geschichte des Mittelalters zu verwenden suchte, um so mehr ward mir der schroffe Widerspruch klar, in welchem die Ansichten und Urtheile Griesbachs und Ludens über einzelne Erscheinungen dieser Zeit, zumal über Päpste und Papstthum einander gegenüber standen. Obgleich Beide für mich gewichtige Auctoritäten, beschloß ich, mich von Beiden in ihren Ansichten loszusagen, um mir selbst die Frage zu lösen: was in den fraglichen Erscheinungen reine historische Wahrheit sei? Ich hielt dieß nur für möglich durch das Studium der Quellen selbst und begann es mit der Zeit Gregorius VII. Mit allem Eifer las ich zuerst seine Briefe und dann Alles, was ich an sonstigen Quellen über diese Zeit habhaft werden konnte. So war in mir schon im Frühling 1812 der Gedanke reif, einst diesen Papst in einer Biographie, unbekümmert um alle andern Urtheile und Ansichten, in dem Lichte darzustellen, wie sich in mir sein Bild gestaltet hatte.

Auf einer Ferienreise theilte ich in Jena diesen Plan auch Luden mit; er billigte ihn. Als dann aber die Fortsetzung meiner Reise zum Besuch meiner Eltern durch eine gewaltige Wasserüberschwemmung im Thüringer Walde unmöglich geworden war und ich, nach Jena zurückgekehrt, Luden den Grund dieser Wiederkehr mittheilte, unterbrach er mich mit den Worten: „So hat's für Sie Gott recht gemacht, kehren Sie nach Halle zurück, habilitiren Sie sich dort und fangen Sie an zu lesen. Schulmei-

ster werden Sie, wie ich glaube, nun einmal doch nicht bleiben.“ Ich folgte dem Rath und begab mich nach Halle.

Da mir bereits ein reiches Material zu Hand lag, schrieb ich sofort eine lateinische Dissertation über Gregor VII. und habilitirte mich damit als Privatdocent bei der Universität am 21. April 1812, nicht ohne harte Kämpfe mit zwei Professoren, Schütz und Gesenius. Schon acht Tage nachher bestieg ich zum erstenmal den academischen Katheder in einem Collegium über die Geschichte der Kreuzzüge vor einer ansehnlichen Zuhörerzahl.

Ich wundere mich noch über die gewaltige Anstrengung, die mir neben meinem Schulamt diese neue Aufgabe kostete. Allein ich war von jeher ein Mann der Uhr, hielt strenge Tagesordnung und kaufte jede Stunde von 4 Uhr Morgens, wo mich meine Wanduhr weckte, den Tag hindurch so theuer wie möglich aus. Schlaf bedurfte mein Körper, an frühes Aufstehen von Jugend auf gewöhnt, in der Regel nur sechs Stunden, dagegen aber eine regelmäßige tägliche Bewegung in frischer Luft, an der ich mich auch jetzt noch durch keine Witterungsverhältnisse hindern lasse.

Dieses Geizen mit meiner Zeit, die Kriegsstürme der nächsten Jahre, die meine Vorlesungen mehre Semester ganz unterbrachen, und der Umstand, daß in Folge derselben die weit geringere Zahl von Schülern in unserer Anstalt mir meine Amtspflichten erleichterte und mir auch mehr Zeit für meine geschichtlichen Arbeiten gewinnen ließ, hatten es mir möglich gemacht, daß das Manuscript der Biographie Gregors VII. im Frühling 1814 druckfertig vor mir lag. Heeren in Göttingen und Pölitz in Leipzig hatten mich aus den dortigen Bibliotheken freundlich unterstützt. Nun aber kostete es Mühe, diesen meinen Erstling unter die Presse zu bringen. Von zwei Verlagshandlungen zu meinem Verdruß zurückgewiesen, wurde der gottselige Papst durch Ludens Ver-

mittlung endlich im Herbst von Bertuch in Weimar wie aus Gnaden angenommen und im Jahre 1815 in schlechtem Druck an's Licht gefördert. Er hat späterhin diejenigen, welche ihn damals abwiesen, dadurch beschämt, daß er in Wien sogleich nachgedruckt, dann in einer zweiten Auflage erschienen, zweimal in's Französische und einmal in's Italienische übersetzt worden ist.

Anfangs veranlaßte mein Gregor mir, dem jugendlichen Schriftsteller, (ich war 27 Jahre alt, als ich im Jahre 1813 schrieb) manchen Kummer und Aerger. Ich wurde von mehren Recensenten, namentlich von protestantischen Theologen wegen meiner Ansichten vom Papst und von der Bedeutung des Papstthums heftig und scharf getadelt, vom alten J. H. Voß öffentlich als geheimer Katholik ausgeschrieen und vom Kanzler der Universität Königsberg (der nicht wußte, daß ich der Verfasser sei) mußte ich mir bei einem öffentlichen Redeact im Jahre 1817 in's Gesicht sagen lassen: es sei jetzt sogar Jemand auf die verschrobene Idee gekommen, den Höllenpapst Gregorius VII. zu vergöttern und in einen Heiligen zu verwandeln.

Und doch zieht sich dieser mein Gregorius in einem großen Theil meines Lebens wie ein rother Faden hindurch. Er gab, wie ich sogleich weiter erzählen werde, zuerst Anlaß, daß ich in meine jetzigen Aemter nach Königsberg gerufen wurde; er bewog im Jahre 1839 den ehrwürdigen Bischof Clemens Villecourt von la Rochelle mit mir in Correspondenz zu treten, mich zum Uebertritt in die katholische Kirche aufzufordern und unter lockenden Aussichten zu sich nach Rochelle einzuladen;*) er hat mir auf meinen vielen Reisen in Süddeutschland, in München, Würzburg, Wien und auf meiner zweimaligen Reise nach Italien überall bei Geistlichen und Laien immer die freundlichste Auf-

*) Das Nähere darüber in der zweiten Auflage des Gregorius. Weimar 1846. Im Vorwort.

nahme verschafft und meine Wünsche für literärische Zwecke allenthalben vorbereitet.

Sobald mein Gregorius erschienen war, stieg in mir der Gedanke zu einem größern Werke, einer Geschichte unsers Vaterlandes unter den Hohenstaufen auf. Ich wußte wohl, welche große Aufgabe ich mir damit stellte; aber es entging mir zugleich auch keineswegs, daß ich sie in meiner dermaligen Lage nimmer würde lösen können. So wachte in mir immer lebendiger der Wunsch auf, mich möglichst bald meines Schulamts enthoben zu sehen. Diesen Wunsch nährte vorzüglich in mir auch der für mich so äußerst lehrreiche Umgang mit dem berühmten Staatsmann von Dohm, der den Winter 1815—1816 in Halle verlebte und mich bei seinen damaligen wissenschaftlichen Arbeiten mit so großem Vertrauen beehrte, daß ich auch zu ihm das unbedingteste Zutrauen gewann. Auf seinen Rath deutete ich bei Uebersendung meines Gregor meinen Wunsch auch in einem Schreiben an den Minister von Schuckmann an. Bei diesem hatten nun zwar, wenn er auch meinen Fleiß im Quellenstudium lobend anerkannte, meine Ansichten keineswegs viel Anklang gefunden; indeß schien er mich doch mit den Worten vertrösten zu wollen: „man werde bei angemessener Gelegenheit auf Erfüllung meines vorgetragenen Wunsches Rücksicht nehmen.“ (22. Nov. 1815.)

Das befriedigte mich sehr wenig. Ich schrieb nach einiger Zeit an den, wie ich wußte, mir sehr gewogenen Staatsrath Nicolovius, daß ich Willens sei, wegen meines Plans einer Geschichte der Hohenstaufen mein Schulamt niederzulegen und eine Reise nach Italien, wozu mir die nöthigen Mittel zur Hand ständen, zu unternehmen; nur möge ich versichert sein, ob ich als Nichtpreuße nach meiner Rückreise wieder auf eine geeignete Anstellung in Preußen hoffen könne. Er widerrieth mir diesen Plan und gab mir die Versicherung: es werde, sobald

sich eine geeignete Gelegenheit biete, auf eine academische Anstellung für mich Bedacht genommen werden.

Diesem Rath folgend, setze ich meine Studien über die Geschichte der Hohenstaufen mit allem Eifer fort. Ein im Sommer 1816 beim Ministerium eingereichtes Gesuch um eine Anstellung in der vacant gewordenen Professur der historischen Hülfswissenschaften in Königsberg, womit die Directorstelle am dortigen Geheimen Archiv verbunden war, schlug abermals fehl, denn die Professur war, bevor noch mein Gesuch in Berlin ankam, durch einen dortigen Professor bereits besetzt.

Da traf mich im Herbst ein schreckliches Unglück, welches mich beinahe das Leben kostete. Ein schmerzhaftes Leiden im Unterleib, die Folge vieles Sitzens, gegen welches ich bereits bei mehren Aerzten allerlei Kuren überstanden hatte, meinte ein Arzt endlich dadurch zu beseitigen, daß er mir eine den Körper durchschütternde Reise auf dem ordinären Postwagen vorschrieb. In der Nähe von Naumburg aber stürzte in finsterer Nacht der Wagen auf einem Abhang um und eine schwere Kiste, die hinter mir herrollte, schlug mir den rechten unterm Schenkel zweimal entzwei. Darauf vernachlässigte mich in Naumburg ein gewissenloser oder unwissender Arzt eine Zeitlang dergestalt, daß hie und da Brandflecken sichtbar wurden und eines Tags die Amputationsinstrumente bereits vor meinen Augen lagen. Ein ehemaliger österreichischer Feldchirurg, der dabei zur Hülfe gerufen war und die weitere Kur übernahm, rettete mich aus dem furchtbaren Unglück. Von acht Soldaten in einem Bette nach einiger Zeit nach Halle zurückgetragen, lag ich noch 13 Wochen darnieder, ehe ich auf Krücken gestützt wieder etwas umherwandeln konnte, Der Winter 1816—1817 ging für mich höchst jammervoll vorüber.

Um so erfreulicher waren für mich im Frühling unerwartet neue Aussichten zur Erfüllung meiner Wünsche. Luden, der

einen Ruf als Professor der Geschichte an der Universität zu Greifswalde erhalten, ihn aber abgelehnt hatte, meldete mir im März, daß er mich zu dieser Professur in Vorschlag gebracht habe, und rieth zugleich, mich auch selbst deshalb an die dortige philosophische Facultät zu wenden. Es geschah; allein es gingen mehre Monate vorüber, ohne daß ich Antwort erhielt, obgleich ich Anfangs Juni erfuhr, die Professur sei noch nicht besetzt. Da wurde mir in demselben Monat vom Landhofmeister und Oberpräsidenten von Preußen Herrn von Auerswald, der damals im Staatsrath in Berlin anwesend dort meinen Gregor VII. gelesen hatte, als Curator der Universität Königsberg, die Professur der historischen Hülfswissenschaften und die Directorstelle am dortigen Geheimen Archiv in einem sehr schmeichelhaften Schreiben angetragen. Es war dieselbe Stelle, um die ich im Jahr zuvor ohne Erfolg angehalten hatte.

Ein wunderbares Spiel des Schicksals. Mit einemmal standen mir zwei Professuren vor Augen. Ich schwankte mehre Tage zwischen der Hoffnung nach Greifswalde (auf die ich, wie ich unter der Hand erfuhr, ziemlich sicher vertrauen konnte) und dem Ruf nach Königsberg. Hierhin lockten allerdings zwar, zumal in den reichen Schätzen des Archivs ungleich günstigere wissenschaftliche Aussichten, dorthin dagegegen weit bedeutendere äußere, pecuniäre Vortheile. Indeß nach Greifswald war doch immer erst nur Hoffnung, nach Königsberg hingegen volle Sicherheit. Ich sagte am 3. Juli unter gewissen Bedingungen, die nachmals auch erfüllt wurden, für das Letztere zu.

Von meinem Plan einer Geschichte des Hohenstaufischen Kaiserhauses konnte nun nicht mehr viel die Rede sein, denn in Königsberg schien mir seine Ausführung unmöglich. Ich schob ihn in die Zukunft, wo sich mein Schicksal wieder ändern könne. Als mir indeß die Nachricht zukam, Friedrich von Raumer befinde sich bereits zu demselben Zweck seit längerer

Zeit auf einer wissenschaftlichen Reise in Italien, benutzte ich meine Mußestunden im Sommer, einen schon früher verfaßten Entwurf einer Geschichte des Lombardenbundes und seines Kampfes mit Kaiser Friedrich dem Ersten, als einen Theil meiner bisherigen Studien, zugleich mehr vervollständigend noch einmal umzuarbeiten. Das Werkchen wurde späterhin (1818) in Königsberg gedruckt.

Den Sommer hindurch suchte ich mich theils durch fleißige Lectüre mittelalteriger Manuscripte auf meine künftigen diplomatischen Beschäftigungen vorzubereiten, theils mich auch in der Geschichte Preußens zu orientiren, zu welchem Zweck ich mich nicht ohne Mühe und Ekel durch die vier Bände von Kotzebue's Preußens ältere Geschichte hindurcharbeitete. Wie oft fiel mir da die Wahrheit ein: es giebt kein so schlechtes Buch, aus dem man nicht etwas lernen kann. Mich hatte Kotzebue, der Mann der theatralischen Knalleffecte, auf's gründlichste belehrt, wie verkehrt es sei, auf seine Weise Geschichte zu schreiben oder vielmehr Geschichte zu machen. Wie ganz anders hatten mich seit Jahren die Werke Johannes Müllers begeistert. Ich hatte (was wohl selten) seine Schweizer-Geschichte bis zur letzten Zeile gelesen.

Nachdem ich in Halle auf eine an mich ergangene Aufforderung eine Abhandlung über „die Nothwendigkeit der Reformation" für den Reformations-Almanach (bei Keyser in Erfurt) geschrieben, trat ich mit meinem Freund und bisherigen Collegen Drumann, der als Professor der alten Literatur mit mir nach Königsberg berufen war, die elftägige Reise nach unserm neuen Bestimmungsort an. Wir erreichten ihn gegen Ende Octobers. Er machte auf uns keinen günstigen Eindruck und fast bereute ich, nicht nach Greifswalde, wo sich, wie ich erfuhr, jetzt Alles zu meinen Gunsten aufgeklärt hatte, gegangen zu sein. Der

Gedanke aber tröstete mich; Das Schicksal, oder um christlich zu sprechen, Gott habe es so gewollt und es so geschehen lassen.

Ich gehe jetzt über meine Lebenszeit in Königsberg (sie umfaßt bereits 43 Jahre) schneller hinweg. Neben meinen im Verlauf dieser Zeit gehaltenen Vorlesungen über Universal-Geschichte, Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit, Geschichte Preußens und der Kreuzzüge, über Diplomatik und diplomatische Uebungen, war damals meine erste und wichtigste Aufgabe, in das, mit Ausnahme eines kleinen Theils, noch in größter Verwirrung und Zerrissenheit daliegende Ordensarchiv Ordnung und Zusammenhang zu bringen und die wissenschaftliche Benutzung des überaus reichen geschichtlichen Materials durch Herstellung von sächlichen und chronologischen Registranten auf's Möglichste zu erleichtern. So viel Zeit, Arbeit und Mühe aber diese Beschäftigung mehrere Jahre hindurch auch kostete, so gewann sie doch täglich für mich neuen Reiz und neues Interesse, denn es war täglich Neues und Interessantes, was mir in die Hände kam.

Im Herbst des Jahres 1818 lernte ich zuerst den Herrn von Schön, damaligen Oberpräsidenten von Westpreußen, in Marienburg, wohin ich von ihm eingeladen war, persönlich kennen. Es war bereits damit begonnen, das prachtvolle Ordenshaus wo möglich in seiner alten Herrlichkeit wieder herzustellen. Wie es damals zum großen Theil noch tief in Schmutz und Schutt dalag, so war über die einstmalige Bestimmung und Bedeutung der verschiedenen inneren Räumlichkeiten Alles noch völlig dunkel. Das außerordentliche Interesse, welches ich sogleich an dem großartigen einstigen Haupthause des Deutschen Ordens gewann und die Aufforderung Schön's bewogen mich, im Archiv Alles zusammenzusuchen, was nur irgend auf Marienburg Beziehung haben konnte. Zuerst war ich so glücklich, alte Baurechnungsbücher aus dem 15. Jahrhundert aufzufinden,

aus denen durch fleißiges Forschen, Zusammenstellen und Vergleichen mit den Oertlichkeiten je mehr und mehr, mit Beihülfe meines Freundes, des eifrigst forschenden Predigers Häbler, so viel Licht hervorging, daß über die einstmalige Bestimmung jedes einzelnen Gemachs und den Zweck jeder Räumlichkeit kein Zweifel mehr übrig blieb. Nach meinen hierauf noch einige Jahre fortgesetzten Studien und Sammlungen verfaßte ich dann meine „Geschichte Marienburgs, der Stadt und des Haupthauses des Deutschen Ritter-Ordens in Preußens", die im Jahre 1824 im Druck erschien.

So gab Marienburg, so lange Herr von Schön noch in Danzig blieb, den ersten Anlaß zu einer sehr lebendigen Correspondenz mit ihm, an deren Stelle, als er nachher als Oberpräsident von Preußen seinen Wohnsitz in Königsberg nahm, von Jahr zu Jahr ein immer vertraulicheres Verhältniß, ja ich darf sagen, wahre Freundschaft trat. Sie hat, nur einmal durch ein Mißverständniß auf einige Zeit gestört, bis an sein Lebensende fortgedauert und ich schreibe diese Zeilen nicht ohne den herzlichsten, wärmsten Dank für die vielen Mittheilungen und Belehrungen, deren ich mich öfter auf seinem Landgute und auf den vielen Reisen, auf denen ich ihn mit meinem Freunde von Eichendorf begleitete, von ihm, dem berühmten Staatsmann, zu erfreuen gehabt. Für alles Wissenswürdige stets auf's Lebendigste empfänglich, nahm er auch immer an meinen wissenschaftlichen Arbeiten den regsten Antheil, zumal an meinem Plan zu einer ausführlichen Geschichte Preußens.

Noch während ich mit der Geschichte Marienburgs beschäftigt war, erwachte in mir der Gedanke einer umfassenden Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens. Noch mit dem Ordnen des Archivs beschäftigt, benutzte ich die ersten Jahre zu den nöthigen Vorarbeiten, indem ich zuvor alles Material neu prüfen und

sichten mußte. Im Herbst 1826 konnte ich den ersten Band dem Druck übergeben und im Jahre 1839 erschien der neunte Band. Ich hatte, mit Hinzurechnung der Zeit zu den Vorarbeiten, auf das Werk an 17 Jahre der schönsten Zeit meines Lebens verwandt, legte aber auch die Feder mit der größten Erschöpfung meiner Kräfte nieder. Nie im Leben hatte ich mehr eine Erholung und ein Ausruhen von aller geistigen Arbeit bedurft. Da machte es mir unerwartet ein sehr ansehnliches Gnadengeschenk des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III. als Belohnung für mein Werk möglich, das Land meiner längst gehegten Sehnsucht, Italien, zu sehen. Ich kehrte zwar gestärkt zurück; allein die Todesfälle von drei Söhnen im frischesten Alter und wiederkehrendes körperliches Leiden ließen mich Jahre lang nicht wieder zu Kräften, viel weniger zu einer heitern Stimmung kommen. Ich durfte und konnte mich nur mit leichteren Arbeiten beschäftigen und so erschien von mir im Jahre 1841 der „Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen“; es waren bis dahin unbekannte Schätze des Archivs, die ich damals ordnete. Im Verlauf der Jahre verfaßte ich dann verschiedene Abhandlungen für Raumer's „historisches Taschenbuch“. Erst nachdem ich fünf Mal den Badeort Kissingen besucht und durch wiederholte Reisen am Rhein und Main und im ganzen südlichen Deutschland neue Kräfte gewonnen hatte, fühlte ich mich auch wieder zu einer größern Arbeit aufgemuntert. Zuerst veranlaßte mich die Aufforderung eines jetzt noch lebenden Staatsmannes zu der kleineren Schrift: „Geschichte des sogenannten Tugend-Bundes oder des sittlich-wissenschaftlichen Vereins. Nach den Original-Acten 1850.“ Dann erschien im Jahre 1852 die Biographie „Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach“ in zwei Bänden.

Bald darauf leitete mich das von mir geordnete reiche

Material des Archivs auf den Gedanken, dasselbe zu einer Geschichte des Deutschen Ordens in Deutschland zu verarbeiten. Auf einer Reise, die ich zum zweiten Mal über Steyermark, Kärnthen, nach Italien und durch Tyrol ausdehnte und auf der bei einem längern Aufenthalt in München und Wien durch Benutzung der dortigen Archivsschätze meine Sammlungen ansehnlich bereichert und vervollständigt wurden, zumal bei der großen Freundlichkeit und Liberalität, mit der man mir überall entgegenkam, gewann mein ursprünglicher Plan eine ungleich größere Erweiterung. Das Werk erschien im Jahre 1857 unter dem Titel: „Geschichte des Deutschen Ritter-Ordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland" in 2 Bänden. (Seine Geschichte in der Ballei Böhmen bin ich eben im Begriff, in Druck zu geben.)

Endlich habe ich seit dem Jahre 1836 einen Codex diplomaticus Prussicus, eine Sammlung von Urkunden zur ältern Geschichte Preußens, herausgegeben, von der in diesem Jahr (1861) der 6. Band erschienen ist.

Meine äußeren Lebensverhältnisse habe ich in diesem Abriß meiner Lebensgeschichte mit Absicht nur so wenig wie möglich berührt. Ich führe zum Schluß und in Kürze davon nur Folgendes an. Im Jahre 1823 wurde ich zum ordentlichen Professor der mittlern und neuern Geschichte an der Universität Königsberg ernannt. In den ersten dreißiger Jahren beehrte mich der hochselige König Friedrich Wilhelm III. mit Verleihung des Ritterkreuzes des rothen Adler-Ordens 3ter Classe und bald darauf der König von Dänemark mit dem Dannebrog-Orden. Einige Jahre nachher bekam ich die Schleife zum rothen Adler-Orden. Bei der Huldigung des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840, wo ich als Prorector der Universität fungirte, erhielt ich den Character eines Geheimen Regierungsraths. Bis Ostern des stürmischen Jahrs 1848

führte ich abermals das Prorector-Amt. In den ersten Fünfziger Jahren wurde ich vom Kaiser von Oesterreich mit der großen goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst beehrt, nachdem ich schon Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu Kopenhagen, Prag, Herrmannstadt in Siebenbürgen und mehrerer andern in den Ostsee-Provinzen und in Deutschland geworden, zum Mitglied der Akademieen der Wissenschaften zu Berlin, München, Wien und Petersburg ernannt. Im Jahre 1854 wählte mich der akademische Senat zum Vertreter der Universität Königsberg im Herrenhause und der König bestätigte die Wahl lebenslänglich. Am 13. October 1859 wurde mir das Glück zu Theil, mein fünfzigjähriges doppeltes Amts- und Doctor-Jubiläum in frischer Gesundheit feiern zu können, wobei mich Se. Majestät der jetzt regierende König Wilhelm I. mit dem rothen Adler-Orden 2ter Classe mit Eichenlaub und Se. Hoheit der Herzog von Sachsen-Meiningen mit dem Comthur-Kreuz des Sächsisch-Ernestinischen Haus-Ordens beehrten und zahlreiche Beweise der Liebe und Theilnahme von Freunden und selbst Unbekannten aus weitester Ferne erfreuten.

So blicke ich mit ruhigem und zufriedenem Auge auf meine durchlaufene Lebensbahn zurück, indem ich mit den schönen Worten schließe: Was der Mensch säet, das wird er ernten, und was dabei auch Gott thut, das ist immer wohlgethan.

(Geschrieben im November 1861.)

führte ich abermals das Präsidenten-Amt. In den letzten Fünfzi-ger Jahren wurde ich vom Kaiser von Oesterreich mit der großen goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst bedacht, nachdem ich schon früher von gelehrten Gesellschaften zu Kopenhagen, Prag, Hermannstadt in Siebenbürgen und mehreren andern in den Ostsee-Provinzen und in Deutschland erwählt, zum Mitgliede der Akademien der Wissenschaften in Berlin, München, Wien und Petersburg ernannt. Im Jahre 1854 wählte mich der akademische Senat zum Rector der Universität Königsberg im [illegible], und der König bestätigte die Wahl lebenslänglich. Am 13. October 1859 wurde mir das Glück zu Theil, mein fünfzigjähriges Amts- und Doctor-Jubiläum in frischer Gesundheit feiern zu können, wobei mich Se. Majestät der jetzt regierende König Wilhelm I. mit dem rothen Adler-Orden 2ter Classe mit Eichenlaub und Se. Hoheit der Herzog von Sachsen-Meiningen mit dem Comthur-Kreuz des Sachsen-Ernestinischen Haus-Ordens beehrten und zahlreiche Beweise der Liebe und Theilnahme von Freunden und selbst Unbekannten aus weiterer Ferne erfreuten.

So blicke ich mit ruhigem und zufriedenem Auge auf meine zurückgelegte Lebensbahn zurück, indem ich mit dem [illegible] [illegible] Alles der Gnade Gottes [illegible], daß mich er [illegible], und man habe auch Recht thut, daß ich immer wohl gethan.

(Geschrieben im December 1861.)

Blicke

in

das kunst- und gewerbreiche Leben der Stadt

Nürnberg.

Blicke in das kunst- und gewerbreiche Leben der Stadt Nürnberg

im 16ten Jahrhundert.

Wer heut von Königsberg in Preußen eine Reise nach Nürnberg unternimmt, vollendet sie auf der Eisenbahn in verhältnißmäßig so kurzer Frist, daß die ganze Tour immerhin für eine Vergnügungsfahrt gelten kann. Der Weg, der sich jetzt in wenig Tagen zurücklegen läßt, war aber vor 300 Jahren mit soviel Mühen, Beschwerden und Zeitaufwand verbunden, daß nur eine außergewöhnliche Ursache den Beweggrund bieten konnte, die Reise zu unternehmen.

Vorzüglich waren es Handelsangelegenheiten, welche den Käufer aus dem Norden in die süddeutsche Stadt und umgekehrt den Nürnberger Kaufmann und Gewerbtreibenden zum Absatz seiner Waaren in die Mauern von Königsberg führten. Nürnberg bildete nämlich damals noch immer einen der wichtigsten Handelsplätze Deutschlands, wenngleich es nicht mehr als Mittelpunkt des gesammten europäischen Verkehrs anzusehen war, wie im 15. Jahrhundert vor der Entdeckung Amerika's (1492) und des Seewegs nach Ostindien (1498). Die Erzeugnisse seiner Künstler und Handwerker wanderten noch das ganze 16. Jahrhundert hindurch nach Frankreich, Spanien, Italien

und England, nur die ostindischen Waaren schlugen nicht mehr die Straße über Venedig nach Nürnberg ein, um von dort erst in die nordischen Hansestädte zu gelangen. Die Zahl der Einwohner betrug in runder Ziffer 100,000, beinahe das Doppelte der heutigen Bevölkerung. Menschen, Städte, Länder und Nationen, kurz alles Irdische hat seine Blüthezeit, seine Fruchthöhe, und rollt vom Gipfel wieder dem Verfall zu, um Andern, Jüngerem Raum zur Entfaltung zu geben. Diesem Gesetz entzieht sich Nichts, und sein Walten müßte uns zur Melancholie stimmen, wenn wir nicht den Trost der Erfahrung hätten, daß im ewigen Wechsel die ewige Dauer beruht.

Versetzen wir uns nun in das 16. Jahrhundert zurück, so finden wir, wie gesagt, die Beziehungen zwischen Nürnberg und dem vaterländischen Norden noch sehr rege. Wir haben nicht ohne Absicht die Stadt Königsberg genannt, denn dort residirte in jener Zeit einer der größten Liebhaber von Nürnberger Kunstproducten, Markgraf Albrecht von Brandenburg, unter dem Titel eines Herzogs von Preußen, den ihm König Sigismund von Polen am 8. April 1525 in Krakau zugestanden. 1511 war Albrecht zum Hochmeister der Deutschritter gewählt worden, hatte aber auf Luthers Rath den Orden aufgelöst und Preußen in ein weltliches Fürstenthum unter polnischer Lehnshoheit verwandelt. Seine Anhänglichkeit an Nürnberg erklärt sich daher, daß er ein Sohn Friedrich's von Ansbach war, unfern von Nürnberg geboren, also von Kindesbeinen an mit dem dortigen Gewerbfleiß vertraut. Er hegte ein so freundschaftliches Gefühl für die Stadt, daß er bei seiner Vermählung mit Dorothea von Dänemark im Frühling 1526 den Rath einlud, ihn zu der Hochzeitsfeier durch eine Gesandtschaft zu erfreuen. Da das Anschreiben des Fürsten seinem Wortlaut nach noch vorhanden ist, wird es dem Leser nicht unerwünscht sein, dasselbe kennen zu lernen, zumal da Originalbriefe aus vergangenen Zeiten das treuste Licht auf den Charakter, die Anschauungen und Sitten jener entschwundenen Epochen werfen. Albrecht schrieb, wie folgt:

„Nachdem der allmächtige Gott, unser barmherziger Vater, es auserſehen, daß kein nützlicher, beſtändiger, der chriſtlichen Lehre und den Geboten gemäßer Friede zwiſchen der löblichen Krone zu Polen und uns, auch unſern Landen und Leuten hätte aufgenommen und erhalten werden mögen, als daß wir den Orden, von Menſchen erdichtet und aufgeworfen, abgelegt und aus unſern Landen ein Fürſtenthum gemacht, welches wir aber für unſere Perſon allein weder berathſchlagt oder angefangen, ſondern auf tägliches Anhalten und Bitten unſerer Lande und Leute, Derer von der Ritterſchaft und auch Derer, die mit und neben uns das Regiment in den Landen Preußen geführt, fürgenommen und vollendet haben, die uns auch mit ihrem vielfältigen Exempel endlich dahin gereizt, daß wir chriſtlicher Lehre nach unſer Leben zu ändern gedacht und uns mit ihrem Rath in einen andern Orden, der von dem Herrn ſelbſt eingeſetzt und jedermann gemein und ehrlich iſt, begeben: fügen darauf Euch zu wiſſen, daß uns der durchlauchtige, großmächtige Fürſt und Herr, Herr Friedrich zu Dänemark, der Wenden und Gothen König, erwählter König zu Norwegen u. ſ. w., die durchlauchtige, hochgeborene Fürſtin, Fräulein Dorothea aus Königlichem Stamme zu Dänemark, Herzogin zu Schleswig, Holſtein, Normarn und der Ditmarſen, ſeine älteſte Tochter zu unſerem ehelichen Gemahl verſprochen und die Heimſchickung derſelben auf nächſtfolgenden Tag Johannis Baptiſtä ernannt hat. Derhalben iſt unſere gnädige und günſtliche Bitte, Ihr wollet auf genannte Zeit zu Königsberg, ſolche unſere Freude zu ehren und zu mehren, Euch mit uns fröhlich machen, unangeſehen, daß der Weg etwas ferne und lang, dieweil unſere Gnade, Freundſchaft und Gutmeinung gegen Euch auch nicht kurz iſt. Wollet uns auch (wo es ſich alſo zutragen würde) gegen andere Eurer Freunde, die von Städten, entſchuldigen, daß wir ſie zu ſolchen unſerm Beilager und Freude nicht berufen, welches nicht allein von wegen der Ferne des Weges und der Kürze der angeſetzten Zeit der Heimſchickung, ſondern auch aus merklichen andern Urſachen unterlaſſen worden, wie

Ihr solches zum Theil abnehmen könnt, denen wir jedoch mit allen Gnaden und freundlichem Willen geneigt, daß sie sich auch gänzlich zu uns versehen sollen. Das wollen wir wiederum gegen Euch und gemeine Stadt Nürnberg mit allen Gnaden und geneigtem, freundlichem Willen erzeigen."

Der Rath wußte den Werth der herzoglichen Einladung wohl zu schätzen, namentlich da keine andre Stadt damit beehrt worden war; er lehnte aber dankend ab. Sein Entschuldigungsschreiben ist gleichfalls aufbewahrt geblieben. Man höre die wesentlichsten Punkte derselben.

„Wir tragen zuvörderst," heißt es unter Anderm, „der christlichen Veränderung Ew. fürstlichen Gnaden Standes, dieweil die mit Rath, Willen und einmüthigem Beschluß Euerer Gnaden Landschaft geschehen ist, eine besondere herzliche Freude und Frohlockung, und so viel desto höher, so viel mehr wir befunden, daß solch christliches Fürnehmen, als von einem der christlichen Häupter geschehen, nicht allein Ew. fürstlichen Gnaden Unterthanen, sondern allen Andern, die das Wort Gottes vor Augen haben, zu einem tröstlichen Ebenbild und Nachfolge gereichen mag; denn welcher christliche Stand wollte sich nicht billig erfreuen, so er hört, daß die, welche mit ihm Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott und Vater haben, den Weg, der dem göttlichen Worte entgegen ist, verlassen und dagegen einen Stand, in demselben Worte regulirt und gegründet und von Gott, unserm einigen Haupt, Lehrmeister und Wegleiter eingesetzt, annehmen. Wir wünschen demnach Ew. fürstlichen Gnaden, als unserm gnädigen Herrn, zu solchem Ihrem fürstlichen ehelichen Fürnehmen von Gott, dem Allmächtigen, Gnade und alle Seligkeit; er geruhe auch, wie wir herzlich wünschen, das in Ew. fürstlichen Gnaden zu bestätigen, was er als ein gütiger, barmherziger Vater hat zu wirken angefangen, auch Ew. fürstlichen Gnaden und derselben Gemahl durch seinen guten Geist also zu leiten und zu erhalten, daß Sie die Bürde der Ehe, auch das Kreuz, das einem jeden Christen gewißlich nachfolgen muß, mit solcher gemäßen Schick-

lichkeit und christlicher Geduld tragen mögen, daß Gott dadurch geehrt und sein Name in uns geheiligt werde."

„Nachdem aber," heißt es dann schließlich, „der Weg nach Königsberg, wie Ew. fürstlichen Gnaden wissen und in Ihrem Schreiben selbst vermelden, weit, auch die Läufte allenthalben so unsicher und geschwind vor Augen erscheinen, derhalben uns ganz beschwerlich ist, unsere Rathsbotschaft, wie wir doch gerne thäten und zu thun entschlossen gewesen sind, daselbsthin zu fertigen, so ist an Ew. fürstlichen Gnaden unsere unterthänige Bitte, Sie geruhen uns, daß wir zu Ew. Gnaden vorhabenden Fröhlichkeit Jemand von den Unsern nicht schicken, aus angezeigten Ursachen, gnädiglich entschuldigt zu halten, wie wir uns auch zu Ew. fürstlichen Gnaden aus dem besonderen gnädigen, vertraulichen Willen, den wir bei Derselben bisher jedesmal gespürt, unzweifelich vertrösten. Auf daß aber dennoch Ew. fürstliche Gnaden unsere unterthänige Neigung gegen Sie erkennen mögen, so haben wir zu Anzeigung derselben dem würdigen, hochgelahrten Herrn Friedrich Vischer, Doctor, Ew. fürstlichen Gnaden Canzler, geschrieben und befohlen, Ew. fürstlichen Gnaden von unsertwegen mit einer Credenz zu verehren, ganz unterthäniglich bittend, Ew. fürstliche Gnaden geruhe, solche Verehrung gnädiglich und in der Meinung, wie sie geschieht, anzunehmen und mehr den Willen und das Gemüth der Geber, denn die Gabe zu bedenken, auch uns und gemeine unsere Stadt fürohin, wie bisher, in gnädigem Befehl zu haben. Das wollen wir, um Ew. fürstlichen Gnaden als unsern gnädigen Herrn ganz unterthäniglich verdienen."

Mit derselben Freundlichkeit, wie den gesammten Rath von Nürnberg, lud der Herzog auch den Bürger Kaspar Nützel, welcher später ebenfalls Rathsherr ward, zu seiner Hochzeitsfeier ein. Nützel stand in der allgemeinsten Achtung und Herzog Albrecht schenkte ihm in allen wichtigen Dingen volles Vertrauen. Der wohlhabende Bürgersmann rechnete es sich zur Ehre, seine Vaterstadt am Hofe zu Königsberg zu

vertreten; er scheute die weite, beschwerliche Reise nicht und überbrachte dem Fürsten das oben mitgetheilte Schreiben.

So war es denn nicht blos der Titel eines „Burggrafen von Nürnberg" (den Albrecht seiner Abstammung zufolge führte), wodurch er in Beziehung zu der süddeutschen Stadt blieb, sondern es waren Privatverbindungen, die er dort mit Liebe unterhielt. Es bestand gewissermaßen eine geistige Wahlverwandtschaft zwischen dem Herzog und Nürnberg. Die dortigen Sitten und Bestrebungen galten ihm als Vorbilder, zu deren Nachahmung er seine Residenz anhielt. Er stand in vertraulichem Briefwechsel mit dem Rathsmann Hieronymus Baumgärtner, der sich auch Luther's und Melanchthon's Freundschaft erfreute, mit dem sinnigen Forscher Georg Hartmann, Vicar an der St. Sebalduskirche, mit Andreas Osiander, dessen Predigten den Herzog immer so sehr erbauten, wenn er in Nürnbergs Mauern verweilte, ferner mit dem weitberühmten Arzt Doctor Johann Magenbach, den Bürgern Georg Neuschel, Georg Schultheß, Thomas Lapi (aus Florenz gebürtig), dem alten Rathsherrn Leo Schürstab und dessen Sohn Hieronymus, dem kunstreichen Goldschmied Arnold Wenk, Leonhard Stockhammer, Christoph Fürer, Sigmund Pfinzinger und dessen Sohn Christoph, die theils Künstler, theils Kaufleute waren, deren Kunstarbeiten und Handelsgeschäfte in ganz Deutschland hochgeschätzt wurden und weit über dessen Grenzen hinaus bis nach Polen, Dänemark u. s. w. gingen.

Wie sich der Herzog zu diesen Männern hingezogen fühlte, das bewiesen ja auch die öftern Ehrengeschenke, womit er bald diesen, bald jenen seiner lieben Nürnberger erfreute. So beehrte er einmal den Vicar Georg Hartmann mit einem „sauber und lustig verfertigten silbernen Trinkgeschirr", dann bald darauf wieder mit einem sehr werthvollen silbernen, innen vergoldeten Pokal. Der alte Leo Schürstab war lange auf sein „sanfttrabendes Hengstlein" stolz, das ihm der Herzog aus Preußen geschickt hatte; „er wolle es," schrieb er ihm mit herzlichem Dank, „lustig gebrauchen, so lange es nur irgend auf den Schenkeln

stehen könne, und sich des angenehmen Geschenks gegen männiglich zu rühmen wissen." Ebenso ward Leonhard Stockhammer einst vom Herzoge mit einem schönen Wallachen beehrt; und wie dieser ein andermal an Christoph Fürer ein kunstvoll gearbeitetes weißes Bernstein-Paternoster nebst einigen Ringen von einer Elensklaue und an Sigmund Pfinzinger einen silbernen Bechers sandte, so ward auch Andern in ähnlicher Weise öfter solches Glück zu Theil. Dagegen aber kamen auch dem Herzog und der Herzogin von Zeit zu Zeit aus Nürnberg allerlei Geschenke zu. Bald war es ein hier geprägter schöner Schaupfennig, auf der einen Seite der Name des Herzogs, auf der andern der des Schenkers, den die Herzogin am Halse tragen sollte, bald wieder ein bunter Papagei oder ein niedliches Meerkätzlein, mit denen sich der Herzog und seine Gemahlin belustigen möchten. So beschenkte einmal zum Neujahr die Frau des reichen Kaufmanns Villani die Herzogin mit nicht weniger als zehn kostbaren Schleiern. —

Kaspar Nützel konnte nach der Rückkehr vom Hochzeitsfeste Albrecht's seinen Landsleuten nicht genug von der freundlichen Aufnahme erzählen, die er in Königsberg gefunden. Namentlich war es einer der vertrauten Räthe des Fürsten, der sich an den verständigen, gebildeten Bürger rasch mit warmer Freundschaft anschloß. Die Schilderungen Nützel's von dem Leben und Treiben, dem geistigen und gewerblichen Verkehr in Nürnberg weckten in dem aufmerksamen Nordländer eine unvertilgbare Sehnsucht, alle jene Herrlichkeit einmal mit eigenen Augen zu schauen. Aber erst vier Jahrzehnde später, nachdem die lebhaften jungen Männer ernste Greise geworden, sollte Nützel's Haus die Freude genießen, den herzoglichen Rath gastfreundlich zu empfangen. Der Eindruck, den die reiche, behagliche Stadt auf den Fremden hervorbrachte, übertraf seine stolzesten Erwartungen, erfüllte ihn aber auch zugleich mit Schmerz, wenn er die Culturverhältnisse seiner Heimath mit denen verglich, die ihm hier vor Augen traten. Sein liebevoller Wirth gab ihm die Erklärung des Abstandes, den er zwischen dem deutschen

Norden und Süden wahrnahm, in der prägnantesten Weise dadurch, daß er die Schuld der geringeren Entwickelung Preußens dem deutschen Orden beimaß. „Der aristokratisch=starre, mönchisch=geregelte Ritterorden," begann Nützel, „der Jahrhunderte lang das dortige Volk beherrscht hat — wir kennen ihn und wissen ihn wohl zu beurtheilen, denn er besteht ja hier im Frankenlande noch bis diesen Tag — hat in Preußen, als er selbst noch lebenskräftig, frisch und in sich selbst gesund dastand, viel Gutes und Wohlthätiges in's Volksleben eingeführt und christliches Gesetz und christliche Ordnung zur Geltung gebracht; aber er ist auch, was man nicht bestreiten kann, zumal in der spätern Zeit bei seiner großen Verarmung, in seiner sittlichen Entartung und innern Verdorbenheit der freien Entwicklung des volksthümlichen Geistes in Euerm Lande mehr hinderlich als förderlich, fürwahr eine Geißel des Landes gewesen. Wie hätte ein so reges, gewerbthätiges, frisch und kräftig aufstrebendes Bürgerthum, wie wir es in unsern deutschen Städten finden, unter einem Ritter=Regiment, das sich selbst kaum noch aufrecht halten konnte, unter einem Orden zum Aufwuchs, zum Gedeihen und zur Blüthe kommen können, der sich nur noch abmühte, seine jammervolle Existenz in Fehde und Kampf gegen auswärtige Feinde zu retten, der dafür in Stadt und Land immer neue Opfer erpreßte und so den Bürger und Landmann immer tiefer in Armuth stürzte, unter einem Orden endlich, der alles Schaffen und Wirken im Lande nur auf die Erhaltung seines jämmerlichen Daseins concentrirte, der keinen Sinn und keine Freude mehr hatte an städtischem Gedeihen und bürgerlichem Wohlstand, dem von jeher das Glück des Familienlebens völlig unbekannt geblieben war? Und wie ihm dies Alles auf seinen Ritterburgen fremd blieb und seinem Lebens= und Gedankenkreise fern lag, so kümmerte er sich auch um keine Anstalten, Einrichtungen und Anordnungen, die zu einem wohlgeordneten bürgerlichen Leben unbedingt nothwendig sind. Was aber damals, in den letzteren Zeiten der traurigen Ordens=Herrschaft, verwahrlost und verabsäumt worden, hat nun auch

Euer Herzog in den wenigen Jahrzehnden seiner Regierung, zumal unter den Umständen, unter denen er seine neue Herrschaft aufrichtete, noch nicht herbeiführen und, wie er wünscht, in's Werk stellen können. Euer Land, Eure Städte stehen im Kunstfleiß und in gewerblicher Thätigkeit, in Fertigkeit, Geschicklichkeit und Industrie darum noch bedeutend hinter unsern deutschen Städten zurück, weil Euch noch die Anstalten und Institute fehlen, in denen für Kunst- und Gewerbfleiß geschickte und fertige Hände geschaffen, geübt und zur Meisterschaft ausgebildet werden könnten."

„Vollkommen wahr, mein würdiger Freund," unterbrach hier der herzogliche Rath, „erinnert Euch nur, wie unser Herzog Albrecht sich im Jahre 1529 an Euch selbst mit der Bitte wenden mußte, ihm einen verständigen Maurer und einen geschickten Zimmermann von hier zu schicken, weil, wie er ausdrücklich schrieb, es an solchen Meistern in Preußen noch gänzlich fehle. In demselben Jahr mußte er eine gut eingerichtete Drehbank aus Nürnberg kommen lassen, weil man eine solche in Königsberg noch nicht zu verfertigen verstand."

„Ich entsinne mich dessen wohl," versetzte Nützel. „Ebenso mußte Georg Schultheß für ihn im Jahr 1538 einige gute, feste Schlösser hier bei uns verfertigen lassen und Hieronymus Schürstab ihm einen geschickten Zeltmacher und Pulverfertiger aus Nürnberg schicken. So war es noch vor einigen Jahren nicht möglich, in Eurer herzoglichen Residenz eine gute Köchin für die herzogliche Küche aufzufinden. Es mußte eine solche, „die etwas Tüchtiges verstehe", von hier aus besorgt und ihr ausdrücklich vorher versprochen werden, sie solle außer ihrem ansehnlichen jährlichen Lohn jedes Jahr auch ein so schönes Kleid erhalten, wie es den Jungfrauen im herzoglichen Frauenzimmer gegeben ward. Auch habt Ihr wohl nicht vergessen, in welcher Angst und Besorgniß sich gegen Ende des Jahres 1541 Eure Herzogin Dorothea befand. Sie hatte Hoffnung, ihren Herrn Gemahl mit dem von ihm längst gewünschten Nachkömmling erfreuen zu können. Nun blieben aber alle

Nachfragen und Bemühungen um eine verständige Hebamme lange Zeit vergebens; in ganz Preußen war keine solche zu finden und es blieb nichts Andres übrig, die Herzogin mußte sich in der Noth an des Hieronymus Schürstab's Mutter Felicitas wenden. „„Gemeinem Sprüchwort nach,““ schrieb sie ihr unter Anderm, „„pflegt man zu sagen: in der Noth erkennt man den Freund. So haben wir auch in der Noth, die uns jetziger Zeit fürfällt, Euch mit diesem Schreiben gnädiglich zu besuchen, nicht umgehen mögen und fügen Euch hiermit zu vernehmen, daß wir verhoffen, ungefährlich um Ostern unserer fröhlichen Bürden entledigt zu werden. Dieweil denn in diesen unsern Landen keine rechtschaffene, gute Wehmutter, damit wir wohl versorgt sein möchten, zu bekommen, so ist unser gnädiges Begehren an Euch, weil diese Sache unsern eigenen Leib und Gesundheit betreffen thut, Ihr wollet neben Eurer Freundschaft bemüht sein, uns eine gute, rechtschaffene und verständige Hebamme, darauf wir uns verlassen dürfen, zu Wege zu bringen, und wenn Ihr eine bekommt, mit allem Fleiß zu handeln, daß sie sich ganz zu uns herein begebe und allhie bleiben wolle, so soll sie dermaßen gehalten und versorgt werden, daß sie sich nicht zu beklagen hat.““

„Doch genug. Ihr werdet, wenn Ihr einige Zeit unter uns verweilet, Euch noch mehr davon überzeugen, in welchem Aufschwung in Künsten und Gewerben unser Nürnberg jetzt dasteht und daß es unter den Reichsstädten Deutschlands wohl wenige giebt, die ihm im Kunstfleiß, künstlerischer Meisterschaft und in einem so aufgeweckten, aufstrebenden und vielseitigen industriellen Leben zu vergleichen sind, und wohl keine einzige, die vor ihm noch im Vorschritt wäre. Und diesen Ruhm — es darf auf ihn stolz sein, denn es hat ihn in der kerngesunden Lebenskraft seiner tüchtigen Bürgerschaft sich selbst errungen — behauptet unser Nürnberg in ganz Deutschland und noch weit über seine Grenzen hinaus.“

Industrie und Handel in Kleidung und Gewanden.

Kaspar Nützel war unermüdlich in den nächsten Tagen besorgt, seinem lieben Gast alle Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen, unter denen die Kirchen die erste Stelle einnahmen. Man besuchte zunächst die St. Lorenzkirche, die 1278 in durchaus germanischem Style begonnen und 1477 in demselben zu Ende geführt ward, und an deren Front besonders das reiche Portal mit der „Rose" oder dem „Stern" darüber (einem runden Fenster von 32 Fuß Durchmesser) das Auge fesselt. Die Hauptmerkwürdigkeit im Innern ist das Sacramentshäuschen von Adam Krafft, welches, die Leidensgeschichte Jesu vorstellend, als viereckiges Thürmchen gebaut, pyramidenförmig 64 Fuß hoch emporsteigt.

Von dort ging es in die St. Sebalduskirche, um das aus 120 Centnern Metall gegossene, 15 Fuß hohe Grabmal des heiligen Sebaldus (des Nürnberger Schutzpatrons) von Peter Vischer (1506—1519 gearbeitet) zu betrachten. Dann traten die Freunde in die Marien- oder Frauenkirche am Markt, die Kaiser Karl IV. gestiftet; ferner ward die Aegydienkirche besucht und ihr herrliches Altarblatt von Van Dyk, Christi Leichnam in Maria's Armen, bewundert. Auch die Kirche zum heiligen Geist, in der seit 1424 die Reichskleinodien aufbewahrt wurden, die sich jetzt in Wien befinden, mußte der herzogliche Rath sehen. Das Rathhaus, der Sebalduskirche gegenüber, fand er noch im Bau begriffen. Es war zwar schon 1332 begonnen worden, erreichte aber erst 1619 seine Vollendung, Von Privatgebäuden interessirten den Fremden vornehmlich das Grundherr'sche Haus, worin 1356 ein Theil der goldnen Bulle abgefaßt worden, demnächst das Haus Albrecht Dürer's, des berühmtesten deutschen Malers seiner Zeit, mit dem Rafael Sanzio sich in

Austausch von Originalzeichnungen setzte, um Meister Dürer's Künstlermanier kennen zu lernen. Ferner durfte man dem Pfarreigebäude von St. Sebald nicht vorbeigehen; denn dort hatte einst Melchior Pfinzing gewohnt, der Verfasser des Theuerdank. Das Haus des Volksdichters Hans Sachs barg zur Freude des Königsberger Reisenden den greisen Sänger noch lebend und in fast unverwelkter Frische.

So große Genüsse der Fremde aber auch auf den bisherigen Gängen gefunden, war es ihm doch vorzüglich um die Anschauung des Kunstfleißes und der industriellen Thätigkeit der Stadt zu thun. Deshalb führte ihn Freund Nützel jetzt durch mehre Hauptstraßen, in denen Handel, Künste und Gewerbe am lebendigsten betrieben wurden. Unterwegs kam das Gespräch auf die Prunksucht der Menschen, und der alte Kaspar ließ seine Meinung dahin aus:

„Man klagt in unserer Zeit sehr oft und wohl mit Recht über den großen Aufwand und verschwenderischen Luxus in Kleidung und Gewanden. Ich kannte einen Edelmann — es war Dietrich von Schönberg, auch in Preußen sehr bekannt — den sah man heute in einem langen schwarzen, mit Taffet gefütterten Sammet-Rock mit weiten Aermeln, morgen in einem ähnlichen, der aber mit kostbarem Hermelin gefüttert war. Ein andermal erschien er in einem schwarzen, mit prächtigem Sammet verbrämten, nach französischer Mode gemachten Damast-Rock, oder auch in einem schwarzen Rock vom allerbesten Tuch, durchaus mit Atlas gefüttert, ebenfalls nach französischer Mode ausstaffirt. Dann wiederum zeigte er sich in einem schwarzen sammetnen Pald-Rock oder in einer schwarzen, mit Zobel gefütterten Sammet-Schaube, und selbst in seinem Hause trug er meist ein schwarzes Wamms vom theuersten Atlas. An Festtagen ließ er sich wohl auch in einem schönen schwarzen Kaftan oder einer Hoßtuke mit einem weißen Gürtel in seinem Hause sehen. Ich darf kaum hinzufügen, daß dieser seiner oberen Kleidung auch die übrige entsprach. So war es früher und ist es in vielen Gegenden jetzt noch Brauch in unserm

deutschen Adel. Dies bewog auch Euren Herzog von Preußen, der dem übermäßigen Luxus in kostbaren seidenen Kleidern zu steuern suchte, einst, wie ich erfahren, das strenge Gebot zu erlassen, es solle sich Jeder in geziemender Weise nach seinem Stande kleiden, nicht verschwenderisch über diesen hinausgreifen und sich in Pracht und Ueberfluß an Kleidung und Gewanden mäßigen und beschränken.

Wenn Euch nicht bekannt wäre, edler Freund, daß Euer Hof fast seine ganze Garderobe, das heißt die Stoffe dazu, aus Nürnberg bezieht, so würde man es Euch zuvörderst in dem glänzenden, reichgeschmückten Verkaufsgewölbe sagen können, welches hier zur Seite liegt. Sein Besitzer ist einer der bedeutendsten Kaufherren in Nürnberg, Herr Thomas Lapi, aus Florenz gebürtig. Sein Hauptgeschäft besteht in kostbaren Sammet- und Seidenstoffen und allerlei andern Arten von Gewanden, womit er auch die Messen in Leipzig besucht. Treten wir zu ihm ein; er wird Euch selbst am besten sagen, in welcher Verbindung er mit Eurem Herzog steht."

Herr Thomas Lapi kam dem Gast mit großer Gefälligkeit entgegen und begann auf Nützel's Aufforderung sofort die Mittheilung seiner Geschäftsbeziehung zu dem Fürsten:

„Bald nachdem der Herzog von Preußen den einfachen Ordensmantel abgelegt, erhielt ich von ihm zuerst 1526 auf der Ostermesse zu Leipzig die Aufforderung, ihm ein Stück von dem besten rothen Karmoisin-Sammet und noch einige andere goldene und silberne Stücke, die er blos zu Unterfuttern und zum Verbrämen gebrauchen wolle, zuzuschicken. Dieser ersten Sendung folgten nachmals noch mehre und zwar immer kostbarere und theurere. Eine solche bestand z. B. aus einem Stück schwarzen Tobin, einem Stück schwarzen Sammet und einem Stück braunen Harras, jedes von bester Qualität. Im Jahre 1534 verlangte er mit einemmal folgende Gegenstände, die er durch den gelehrten Astronomen Johann Carion bei mir bestellen ließ: 24 bis 26 Nürnberger Ellen rothgoldenen Atlas, hübsch und gut, mit breiten rothen Blumen, 12

Ellen eitel goldenen Atlas, den Carion näher bezeichnen sollte, einige Stücke goldenen Damast, 12 Ellen weißen silbernen Atlas, 28 Ellen goldgelben Damast mit rothen Blumen, 28 Ellen lichtgelben Damast mit grauen Blumen, ein Stück schwarz und weiß schillerndes, und ein Stück grau und schwarz schillerndes Schillart, zwei Stücke rothen und schwarzen Zindeldort. Damit aber war der Herzog nur kurze Zeit befriedigt, denn schon im Jahre nachher (1535) bestellte er eine neue Sendung, deren Werth sich auf fast 850 Gulden belief. Es war darunter ein Stück vom besten rothen goldenen Atlas auf Karmoisin von 29 Ellen, die Elle zu 11 Gulden gerechnet, an Werth 313 Gulden 10 Schillinge; ein sehr schönes und reiches goldenes Stück von gezogenem Gold zu 12 Ellen, die Elle zu 15 Gulden, bekam er für 120 Gulden, ein anderes silbernes Stück von gezogenem Silber in gleicher Größe, die Elle zu 9 Gulden, für 108 Gulden. Als ich dann im folgenden Jahre (1536) aus Italien kam, wo ich neue Waaren eingekauft hatte, schickte ich dem Herzog unaufgefordert ein ganz goldenes Stück von gezogenem Gold, 38 Ellen, und ein silbernes von gezogenem Silber, 40 Ellen groß, jenes für den Preis von 380 Gulden, dieses für 360 Gulden. Er sandte aber beide, obgleich er in solchen Dingen selten etwas zu theuer findet, mir wieder zurück. Den von ihm verlangten gelben und blauen Sammet mußte ich ihm abrathen, weil er selten zu haben und nicht mehr in der Mode sei."

Der Kaufherr würde noch — wer weiß wie lange — forterzählt haben, hätte nicht Kaspar Nützel ihn mit der Bemerkung unterbrochen, daß der herzogliche Rath auch noch andre Gewölbe zu besuchen habe und es daher Zeit zum Aufbruch sei. Man nahm Abschied und als der Fremde nebst seinem Führer die Straße wieder betrat, ergriff dieser das Wort:

„Ihr dürft nicht glauben, daß Herr Thomas Lapi allein die Bedürfnisse Eures herzoglichen Hofes hätte befriedigen können. Hier etwas weiterhin treffen wir auf das nicht minder glänzende, reichausgestattete Waarenlager der Gebrüder

Lucas und Andreas (oder Laux und Endres, wie wir sie nennen) Dorisani, ebenfalls geborene Florentiner. Sie haben auch eine Waarenniederlage in Krakau, treiben Großhandel mit andern italienischen Kaufleuten in verschiedenen deutschen Städten, und nachdem sie ihren Waarenabsatz schon fast durch ganz Deutschland verbreitet, wünschten sie auch mit dem herzoglichen Hof in Preußen in Verbindung zu treten. Sie wandten sich daher im Jahre 1549 an unsern Mitbürger Georg Schultheß, dem Euer Herzog seit Jahren schon großes Vertrauen schenkt, mit der Bitte, sie bei ihm mit ihren Waaren, nämlich mit seidenen Gewanden, goldenen und seidenen Stücken und allerlei andern Gattungen, bestens zu empfehlen. „„Denn Ihr wisset ja selbst,"" schrieben sie ihm, „„daß wir schier alle Kurfürsten, Fürsten und Herren, die hieländisch sind, und sonderlich auch andere Waben, die von uns kaufen, mit solchen Waaren versehen. Der Herzog werde darob gewiß sein Wohlgefallen haben und bei Andern sie solcher Maaßen nicht bekommen können, nämlich reichgoldene und silberne Stücke, mit Gold überzogen und mit Sammet, die Elle um 8, 9, 10, bis auf 18 Gulden, auch goldenen Sammet, goldenen Atlas und allerlei gemeine goldene Stücke, die Elle um 5 und 6 Gulden, allerlei Karmoisin, rothen und braunen Sammet, alle Gattungen Damast und Atlas von allerlei Farbe."" —

„Diese Empfehlung hatte auch guten Erfolg. Besonders ist es Eure Herzogin Dorothea, die ihre Bedürfnisse zum Theil von den Dorisani's bezieht. Sie liebt Prunk und Pracht, will immer das Schönste und Beste, aber dabei auch immer um den wohlfeilsten Preis. So bestellte sie einmal 20 Ellen recht guten, farbehaltigen leberfarbigen Sammet, dazu noch 10 Ellen goldenen und 10 Ellen silbernen Tobin, roth und weiß, womit die spanischen Barettlein um die Ränder durchzogen zu werden pflegen, Alles hübsch und gut, aber so wohlfeil wie möglich. Wie sehr sie auf Putz und Glanz hält, könnet Ihr schon daraus ersehen, daß sie vor einiger Zeit bei

Dorisani's 88 Ellen vorzüglich guten rothen Damast mit goldenen Blumen von gezogenem Gold bestellt, um daraus einen Bettumhang machen zu lassen. Sie war in dieser Wahl aber nicht ganz glücklich, denn man schrieb ihr: So etwas sei wohl einmal in alter Zeit in Gebrauch gewesen, jetzt sei es altfränkisch und ganz aus der Mode. — Man schickte ihr ein anderes Muster zu."

„Sie ist aber auch nicht immer leicht zu befriedigen. An zahlreichen Bestellungen läßt sie es allerdings nicht fehlen, sie wiederholen sich von Jahr zu Jahr in reichem Maaße und es gehen dann immer sehr bedeutende Sendungen von allerlei seidenen Gewanden, goldenen und silbernen Stücken, Atlas von allerlei Farben, alle möglichen Gattungen von Sammet, silbernem Zindel, Taffet, Tobin, Kartek, Damast und dergleichen nach Preußen ab. Allein die Herzogin erlaubt es sich wohl mitunter auch, die Waaren wieder zurückzuschicken. Bald fand sie dieselben nicht farbehaltig und schon etwas verblichen, bald gefielen sie ihr überhaupt nicht, oder sie schienen ihr zu theuer, sie wollte guten Atlas nur zu einem halben Gulden."

„Seit mehren Jahren bezieht Euer Herzog, wie wir hören, auch einen Theil solcher Waaren aus Leipzig, wo ebenfalls ein Florentiner, Lorenz de Villani, ein sehr reiches Lager hat. Er scheint eigentlich noch mehr, als unsere beiden Nürnberger, mit den bedeutendsten Handelshäusern und Manufacturen in Italien in Verbindung zu stehen, und seine Waaren von allerlei Gewanden und Kleidungsstoffen sollen zum Theil an Güte und Eleganz die hiesigen noch übertreffen. Auch hatte sich sein Handelsgeschäft früherhin in Deutschland nach allen Richtungen hin verzweigt. Seit einem großen Verlust aber, den er im Jahre 1541 durch eine boshafte Brandstiftung erlitten, sah er sich genöthigt, sich mit seinen Lagern nur auf Leipzig und Frankfurt zu beschränken. Damals aber knüpfte er auch eine Verbindung mit Eurem Herzog an und dieser hat seitdem durch vielfache bedeutende Ankäufe sehr wesentlich zu seinem Wiederaufkommen beigetragen. In Nürnberg indeß erfreut er

sich noch einer besonderen Begünstigung, die ihn jetzt immer noch vorzüglich an unsere Handelshäuser fesselt, und da sie ebenfalls von dem freundlichen Verhältniß zwischen unserer Stadt und Eurem Fürsten zeugt, so wird es für Euch von Interesse sein, wenn ich Euch Einiges davon mittheile.

Der Rath von Nürnberg hatte dem Herzog schon vor vielen Jahren die Begünstigung eingeräumt, daß alle Seidenwaaren und kostbaren Kleiderstoffe, die für ihn in unserer Stadt eingekauft wurden, ganz zollfrei ausgeführt werden durften. Es war dies immer eine Bevorzugung, die zugleich auch unsern Kaufherren zu Gute kam. Nun sandte aber der Herzog vor etwa sechs Jahren den Bürger der Altstadt Königsberg, Christoph Ottendorfer, zu einem neuen Einkauf hierher, zugleich mit der Bitte an den Rath: er möge auch diesen seinen Bürger in seinen eigenen Einkäufen in Betreff des Zolls, wie er sich ausdrückte, „leidlich halten". Der Rath aber antwortete: Er habe aus des Herzogs Schreiben wohl ersehen, was für Sammet, Damast und seidene Gewande er zum Gebrauch für sich selbst und für seine Hofhaltung einzukaufen befohlen habe. „Nun haben wir allerdings," fügte er hinzu, „Ew. fürstlichen Gnaden zu Ehren und unterthänigem Gefallen, ungeachtet unserer habenden Zollfreiheit und Gerechtigkeit, Befehl gegeben, dieselben Ew. Fürstlichen Gnaden zu Gutem eingekaufte Waaren oder Seidengewande unverzollt passiren zu lassen. Daß wir aber von dem Ottendorfer den Zoll von den Waaren, die er für sich selbst und Andere zu fernerer Handlung oder sonst hier einzukaufen pflegt, keinen Zoll nehmen oder denselben wider die Ordnung und alt Herkommen verringern lassen sollten, das will uns aus hievor angezeigten Ursachen ganz beschwerlich und bedenklich sein, gegen Andere auch einen solchen Eingang zu machen. Darum können wir Ew. fürstlichen Gnaden im selben Falle nicht willfahren, sondern lassen's seinethalben bei dem, wie es mit Andern seines Gleichen gehalten wird, bleiben."

Als zwei Jahre nachher der Herzog den genannten Bürger abermals nach Nürnberg zum Einkauf verschiedener Spe-

zereien zum Bedarf seines Hofes sandte, mit der Bitte an den Rath, sich in der Sache gegen ihn nach Angabe Ottendorfer's gutwillig zu beweisen, veranlaßte dieser durch eine wiederholte Untersteckerei eine für den Herzog sehr unangenehme Verhandlung. Der Rath nämlich hatte ermittelt, daß außer dem eingekauften Saffran, Nägelein und verschiedenen andern Spezereiwaaren auch mehre Stücke Sammet, Damast und zwölf Stücke purpianisches Tuch angekauft worden seien. Er meldete daher dem Herzog: er sei bisher wohl immer sehr geneigt gewesen, seinen Wünschen und Bitten zu willfahren, namentlich auch in Betreff der Zollfreiheit; jetzt habe nun aber Ottendorfer ein Verzeichniß von angeblich für den Herzog eingekauften Spezereien und Waaren eingereicht, welches Mißtrauen erweckt habe, zumal da er schon früher einige Male verschiedene Einkäufe solcher Art — immer angeblich für den Herzog — gemacht habe, worüber man nicht zur Sicherheit gekommen sei. Man habe sich daher jetzt genöthigt gesehen, von ihm zu verlangen, das für den Herzog Eingekaufte „zu betheuern", und dies um so mehr, da in des Herzogs Schreiben nur von Spezerei, nicht aber von Seiden- oder andern Waaren die Rede sei. Er habe jedoch eine solche Erklärung verweigert. Nun wolle man zwar diesmal nichtsdestoweniger „dem Herzog zu Ehren und unterthänigem Gefallen" die im Verzeichniß aufgeführten Waaren noch zollfrei abgehen lassen. „Dieweil aber," fügte der Rath hinzu, „Andere dergleichen Vortheile unter einem solchen Schein, als ob die Waaren diesem oder jenem Fürsten oder Herrn gehörten, auch suchen und fürnehmen möchten, wodurch uns und unserer Stadt nicht ein geringer, beschwerlicher Abbruch unserer Zollgerechtigkeit gemacht würde," so bitte man, der Herzog möge, wenn er künftig in Nürnberg Waaren einkaufen lassen wolle, dieselben jedesmal ungefähr in einem Schreiben dem Rath anmelden."

„Ich weiß von der Sache," unterbrach der herzogliche Rath den mittheilsamen Begleiter. „Unser Herzog benannte Eurem Gesuch gemäß einige Zeit nachher in einem Schreiben

an Euer Collegium ausdrücklich 20 Stück purpianisches Tuch, die Ottendorfer für unsre Hofhaltung einkaufen sollte —"

„Und die er demzufolge auch erhielt," fiel Nützel ergänzend ein. „Es war uns aber trotz des Briefes vom Herzog zweifelhaft, ob Euer Hof wirklich mit einem Mal eine so bedeutende Quantität bedurfte. Wir äußerten unser Bedenken nicht geradezu gegen Herrn Albrecht, gaben ihm jedoch in unserm Antwortschreiben zu verstehen, daß fremde Kaufleute mitunter Paßbriefe von hohen Personen aufzuweisen wüßten, auf Grund deren die eingehandelten Waaren unverzollt Nürnberg verließen, wodurch uns empfindlicher Schaden und Abbruch geschähe."

Unter solchen Erörterungen waren die Freunde vor der Kaufhalle der Gebrüder Dorisani angelangt. Der Gast aus Preußen fand im Innern denselben Glanz und bei den Besitzern dieselbe zuvorkommende Gefälligkeit, wie bei Thomas Lapi. Es wurden ihm fertige Gewande zur Ansicht vorgelegt, die von verschiedenen deutschen Fürsten und Fürstinnen nach mitgeschickten Maßen in Nürnberg bestellt worden, darunter manch überaus kostbares Staatskleid, dessen reicher Besatz mit großen und kleinen Perlen an Brust, Aermeln und Falten den Königsberger Rath erstaunen machte. Er erfuhr dabei, daß es vor Allen der geschickte Gold- und Perlensticker Meister Oswald sei, der den Gewanden solche glänzende und dabei geschmackvolle Ausstattung zu geben verstehe, und daß fast sämmtliche Fürstenhöfe Deutschlands dergleichen Prachtstücke nirgends anders anfertigen ließen, als in Nürnberg. —

Industrie in Schmucksachen. Confitüren.

Der Anblick der Stickereien hatte in dem herzoglichen Rath das Verlangen erregt, auch Niederlagen von jenen feinen, künstlichen Schmucksachen, jenen Gold-, Silber- und Edelstein-

Arbeiten zu sehen, in denen Nürnberg es damals allen andern Städten vorausthat. Zwar gab es auch in Königsberg Goldarbeiter, die ihre Lehrjahre in Nürnberg zugebracht, allein er wußte, daß deren Erzeugnisse dem Herzog oft „zu tölpisch" erschienen und deshalb nicht selten nach Nürnberg geschickt worden waren, um „hübscher und subtiler" umgearbeitet zu werden.

Freund Kaspar Nützel ging gern auf die Bitte seines Gastes ein, ihn zu den berühmtesten Meistern der Goldschmiedekunst zu führen, und hob unter diesen namentlich Georg Schultheß, Arnold Wenk, Gabriel Tetzel und Mercurius Herdegen hervor. Den Erstgenannten kannte der Rath bereits, da derselbe auf seinen vielen Reisen mehrmals nach Preußen gekommen war und seit langen Jahren mit Herzog Albrecht nicht nur durch seine Kunstwerke, sondern auch durch sorgfältige Mittheilungen wichtiger politischer Welthändel, die er immer am frühsten und besten kannte, in Verbindung stand.

Meister Schlutheß war hoch erfreut, den Herrn aus Preußen in sein Gewölbe treten zu sehen, und als Nützel ihm den Zweck ihres Besuchs offenbart hatte, stand jener keinen Augenblick an, den verehrten Fremden durch alle Räume seines reichhaltigen Waarenlagers zu führen und ihn auf die werthvollsten Gegenstände aufmerksam zu machen. Hören wir seine eignen Worte:

„Dies hier zunächst sind die an unsern Fürstenhöfen so sehr beliebten Halsbänder oder sogenannten Kehlbänder, theils wie sie nach den von Fürsten mitgetheilten Visirungen oder Mustern ausgeführt worden sind, theils wie sie in fertigen Exemplaren zum Verkauf bereit liegen. Nach diesem Muster wurden einige schon im Jahre 1526 für Euren Herzog verfertigt. Da ich die dazu nöthigen Perlen und Steine aus Venedig kommen lassen mußte und das Gold damals noch billig zu haben war, kam ihm jedes auf 250 Gulden. Weit kostbarer war dieses hier für die Königin von Dänemark; es hatte zwölf Glieder und war sehr reich mit Steinen besetzt; es glänzten daran 6 große Saphire, 14 Rubine, 6 Smaragde,

14 Diamanten und 36 große Perlen, derentwegen ich nach Frankfurt reisen mußte, weil ich sie hier in solcher Größe und Schönheit, wie ich sie wünschte, nicht bekommen konnte. Ich darf auch mit Wahrheit sagen, daß ich an der Arbeit keine Mühe und keinen Fleiß gespart, und ich konnte der Königin auch offen schreiben, das Werk werde davon Zeugniß geben, denn ich selbst habe meine Lebtage dergleichen eins nie mit Augen gesehen. Und ich habe damit auch Dank geerntet; die Königin ließ mir ohne Weiteres den dafür allerdings hoch aufgelaufenen Preis entrichten, denn die 6 Saphire allein betrugen schon 216 Gulden. Auch mit Eurem Herzog, für den ich seit Jahren mehre, zum Theil sehr kostbare Halsbänder habe verfertigen müssen, habe ich mich jeder Zeit über die Preise leicht verständigt, wenngleich er seiner Gewohnheit nach auf die Zahlung zuweilen etwas lange warten läßt und wohl auch gemahnt werden muß. Nicht so glücklich erging es meinem Zunftcollegen Mercurius Herdegen, bei dem Euer Fürst im Jahre 1539 ebenfalls ein solches Halsband verfertigen ließ. Es kam über den Preis zu unangenehmen Erörterungen. Der Herzog hatte gemeint, 360 Gulden würden für die Arbeit genügend sein. Der Meister aber verlangte mehr, bis er sich endlich damit befriedigen ließ, daß der Herzog „zum Ueberfluß" sich erbot, seiner Hausfrau für den Leihkauf noch 20 Gulden und für ihn selbst zu einem Ehrenkleid ebenfalls 20 Gulden zuzulegen, so daß ihm also das Halsband 400 Gulden kostete.

Diese Schmucksachen hier heißen noch immer nach altem Sprachgebrauch Pater-Noster. Karniol-Pater-Noster, die man früher häufiger als Schmuck trug, werden jetzt selten mehr bestellt. Die Mutter des Hieronymus Schürstab ließ im Jahre 1536 ein solches mit runden oder spitzigen Körnern für Eure Herzogin, die es sich gewünscht, zum Geschenk verfertigen. Jetzt liebt man mehr Axint-Pater-Noster, deren eins gewöhnlich 10 bis 12 Joachimsthaler kostet. Sehr beliebt sind auch die weniger kostbaren Bernstein-Pater-Noster, gewöhnliche

Geschenke Eures Herzogs. Unser Christoph Fürer kam indeß durch ein solches Geschenk in eine gewisse Verlegenheit. Es verdroß ihn einigermaßen, daß ihm der Herzog zugemuthet hatte, er solle daran nach katholischem Brauch sein Gebet verrichten, und er sprach sich darüber auch in seinem Dankschreiben etwas empfindlich aus. Der Herzog aber erwiderte: „Es ist uns wahrlich unlieb, daß Ihr Euch dessen, das keines Dankes werth, beschwert, denn da wir wissen, daß, sofern Ihr nicht anders noch, als da wir bei Euch waren, gesinnt seid, Ihr nicht an solchem Pater-Noster zu beten pflegt, das Gebet auch nicht an Körnern, sondern am Herzen hängt und darin gebetet sein will, so haben wir es Euch auch nur zu einem Memorial zugeschickt, wenn Ihr mit Euren Kaufhändeln umgeht, damit Ihr an einem jeglichen Stein Euer Gedächtniß haben könnt, mit gnädigem Sinnen, Ihr wollet es nicht in dem Sinne, wie Euer Schreiben mitbringt, von uns annehmen."

Die hier nebenliegenden Schmucksachen nennt man einfach Gehänge. Sie werden von Fürsten am Hals getragen und sind bald von größerer, bald auch von kleinerer Form. Je nach Verschiedenheit der Steine, womit sie geschmückt werden, wechselt natürlich auch ihr Werth. Ich habe ein solches ziemlich einfaches einem Fürsten für 60 Gulden gelassen. Euer Herzog zahlte mir dagegen für ein schönes Saphir-Gehäng 150 Gulden. Es war mit einem prächtigen, hellglänzenden Arint und andern guten Steinen geschmückt. Doch bot er für ein anderes, welches, den Ritter Sanct Georg darstellend, mit Diamanten und andern Steinen versetzt war, statt des geforderten Preises von 175 Gulden nur 100 an und es konnte dafür nicht gelassen werden. Das Schönste, was ich einst für ihn verfertigt und Ihr wohl selbst an seiner Brust gesehen habt, war der Anfangsbuchstabe seines Namens A aus reinstem Gold. Statt ihn ganz nur mit Diamanten zu zieren, wie ich Anfangs wollte, brachte ich oben einen großen, glänzenden Smaragd an, der bedeutete die Keuschheit, auf beiden Seiten neben ihm Rubine, feurige Liebe bezeichnend; unten an den

beiden Enden schmückte ich den Buchstaben mit Diamanten, Zeichen der Beständigkeit in steter Liebe und Leid, mit einigen Hängeperlein, die bedeuten die Tugend, und hinten mit geschmelzten Blümlein Vergißmeinnicht und Jelängerjelieber. Der Herzog zahlte mir für diesen Buchstaben 300 Thaler.

Ein häufiger Gegenstand unserer Arbeit sind die von Fürsten und Fürstinnen für ihren Schmuck bestellten Kreuze mit verschiedenen Gattungen von Edelsteinen. Für Euren Herzog habe ich einmal nicht weniger als 56 verfertigt, die ihm wahrscheinlich zu Geschenken dienten. Obgleich nur von kleinerer Form, kosteten sie doch, da ich dazu 200 Rubine und 216 Perlen verwandt, über 800 Gulden. Weit kostbarer sind die Diamant-Kreuze, ein beliebter Putz bei Fürstinnen. Dies eine hier hat den Preis von 100 Gulden, jene drei andern dagegen den von 450 Gulden, jedes also 150. Ich verfertige sie aber noch theurer zu 200 bis 250 Gulden, je nach der Zahl und dem Werth der Steine.

Sehr beliebt sind bei den Fürsten, mehr aber noch bei Fürstinnen, allerlei einfache oder auch mehrfach zusammengesetzte Kleinodien mit verschiedenen bildlichen Darstellungen, wie Ihr solche hier liegen seht. Ein großes, längliches, goldenes Kleinod mit zwei geschmelzten Vögelein kostet 250 Gulden, ein Sanct Michael von Diamanten ebensoviel, ein dreifaches Kleinod mit geschmelzten Kindlein und ein solches mit geflügelten Weiblein, jedes 140 Gulden, ein anderes dreifaches Kleinod mit zwei geschmelzten Weiblein 200 Gulden. Vor einigen Jahren verfertigte ich für einen Fürsten 10 solcher Kleinode, an Werth 2360 Gulden; drei davon hatten geschmelzte Fräulein mit einem Vögelein oder einem Hündlein, alle reich mit großen Smaragden, Saphiren, Rubinen, Hängeperlen und Perlen geschmückt, über jedem Fräulein ein schöner Diamant. Dazu gehörte ein Hauptschmuck für 1000 Gulden mit sehr kostbaren Steinen, einer glänzenden Rubinenrose und einem Fräulein, über welchem ebenfalls ein großer Diamant blitzte. Ich versende solcher Kleinodien von Jahr zu Jahr eine große

Zahl an viele Fürstenhöfe, nicht blos in Deutschland, sondern auch nach Dänemark, Polen und andern Ländern. Kaum aber setzt ein anderer Fürst meine Werkstatt so vielfach in Thätigkeit, wie Euer Herzog. Hier liegen noch die Muster, nach welchen ich ihm 12 Kleinodien, das eine mit seiner Namenschiffer A in Diamanten, die andern mit verschiedenen Edelsteinen besetzt, verfertigen mußte. Im Jahre 1542 bestellte er ein sehr kostbares, reich mit den schönsten Steinen geschmücktes Kleinod, worauf der Name Jesus in Diamanten glänzte; ein andres Mal waren es 4 Kleinodien, darunter ein dreieckiges, mit dem Crucifix, mit Smaragden, Diamanten, Rubinen und Hängeperlen verziert; sie kosteten 585 Gulden. Es hat Jahre gegeben, in denen ich von Eurem Herzog allein ausschließlich nur für solche Kleinodien 2500, 3000 bis 4600 Gulden erhielt. Im Jahre 1553 verkaufte ich dem Könige von Polen ein einziges Kleinod für 900 Gulden.

Zu solchen bedeutenden Ausgaben veranlaßte Euren Herzog, wie ich vermuthe, vorzüglich die Liebe zu seiner verstorbenen Gemahlin Dorothea, die wohl schon von Jugend auf am königlich dänischen Hofe an reichen Schmuck gewöhnt war und darauf immer großen Werth legte. Der Herzog schien ihr nichts versagen zu können. Er hatte für sie immer neue Bestellungen bei mir; bald waren es, wie ich Euch schon zeigte, kostbare Hals- oder Kehlbänder, bald goldene und silberne Borten von gezogenem Gold und Silber nebst anderm Geflieder, bald war es ein Armband mit Brillanten oder eine Haube, wozu ich einmal nicht weniger als 100 Rubinen anzuwenden beauftragt war.

Den Schmuck mit allen diesen Kleinodien vertheuern überdies die meist schweren g o l d e n e n K e t t e n, an denen sie getragen werden, denn zu den meisten Kleinodien verfertigte ich zugleich auch eine goldene Kette, die billigste zu 50 oder 60 Gulden, aber auch solche zu 100 und 110 Gulden. Den mit kostbaren Steinen geschmückten Adler an der goldenen Kette, den Euer Herzog vor einigen Jahren bei mir bestellte,

habt Ihr wohl selbst bei Festlichkeiten an seiner Brust gesehen.

Zum fürstlichen Schmuck gehören auch noch solche Rubinen-Tafeln, Smaragd-Tafeln, Diamant-Tafeln oder Diamant-Bänder, wie Ihr sie hier zu verschiedenen Preisen, zu 100 bis 140 Gulden, liegen seht. Ich liefere sie aber auch nach Beschaffenheit der Steine zu 50 und 60 Gulden. Indeß scheint mir dieser Schmuck je mehr und mehr außer Gebrauch zu kommen.

An fürstlichen Höfen sieht man keinen Fürsten und keine Fürstin oder fürstliches Fräulein und, wie Ihr ja selbst wisset, auch in bürgerlichen Kreisen selten einen Mann oder eine Frau von Stande, deren Hände nicht mit Ringen, oft in reichlicher Anzahl, geschmückt wären. Und unser Nürnberg liefert davon an fürstliche Häuser von Jahr zu Jahr einen überschwänglichen Vorrath. Für Euren Herzog zum Beispiel lieferte ich im Jahr 1545 aus meiner Werkstatt allein nicht weniger als 171 Stück, natürlich von verschiedenem Werth, darunter zwei sehr kostbare Ringe für 600 Gulden, einen sogenannten Astring für 80, 10 Ringe für 400, 12 für 240, 36 Doppelringe für 432, 24 dreifache Ringe für 200, 36 dreifache für 144 und 36 schlechtere für 75 Gulden. Der Gesammtwerth dieser Sendung betrug 5208 Gulden. Diese letzteren, gemeinhin Schenkringe genannt, weil sie besonders zu Weihnachten und Neujahr zu Geschenken verwendet werden, liefere ich je nach bestellten Preisen zu 2, 3 bis 5 Gulden, ein Kreuzringlein mit einem kleinen Diamanten für 8 Gulden. Der Königin von Dänemark schickte ich in Folge ihrer Bestellung im Jahr 1540 ein Dutzend dreifacher Ringe mit kleinen Rubinen und Diamanten, das Stück zu 8 Gulden, ein Dutzend Rosenringe, das Stück zu 2 Gulden, 2 Doppelringe und 8 dreifache, das Stück zu 4 Gulden. Aehnliche Sendungen erhält von mir von Zeit zu Zeit auch der König von Polen. Vielen Dank erntete ich vor Kurzem bei Eurem Herzog für einen goldenen Petschir- oder Petschaftsring, den ich ihm sehr künstlich gearbeitet für 45 Gulden lieferte.

Glaubt jedoch nicht, daß mir solche Freude durch meine Arbeiten immer oder auch nur oft zu Theil wird. So glücklich auch immerhin meine Geschäfte gehen, sie bleiben doch zuweilen nicht ohne ärgerliche Begegnisse. Ich will nur von Eurem Hofe sprechen. Einmal mußte ich dem Herzog ein Kreuz mit Edelsteinen, wie es die Bischöfe zu tragen pflegten, so zu sagen aus dem Stegreif machen. Es gefiel ihm nicht, es sei nicht in der Mode; er schickte es zurück, obgleich es mir 100 Gulden kostete. Ich mußte ein anderes nach seinem Muster verfertigen. Ein andres Mal hatte ich zu vier von ihm bestellten Kleinodien für 375 Gulden Diamanten, Smaragde und Perlen gekauft. Sie schienen ihm nicht gut genug und überdies zu theuer. Ich antwortete ihm aber: „Orientalisch sind sie freilich nicht; wären es solche, die ihren Glanz und Wasser hätten, so würde eins auch wohl 40 oder 50 Thaler kosten. So aber Ew. fürstliche Gnaden die Würde der Kleinode erfahren wollen, wie ich's dabei gehandelt und was sie werth sind, wollen Sie sie hierher an meine Herren, einen ehrbaren Rath, schicken, daß sie sie ihre Goldschmiede oder Juweliere besichtigen lassen. Versehe mich, es haben sich hier wohl so viel verständige Goldschmiede oder Juweliere, als nur eine Stadt haben soll, auch wohl im Rath, die des Regiments sind und von Jugend auf, auch erst in Kurzem noch für etliche tausend Gulden ihre Tage verhandelt haben." Bei Eurem Herzog sind es, ich weiß es, meine „Mißgönner, die mich um mein Geschäft beneiden." Zuweilen beschwerte er sich auch über zu hohen Macherlohn, öfter aber noch die Herzogin. Sie beklagte sich unter Anderm einmal, daß ihr bei einer sehr subtil verfertigten Arbeit der Macherlohn fast so theuer scheine, wie die Steine selbst; sie schrieb mir: „Wie Du meldest, daß Du für den Diamantbund in Nürnberg 30 Thaler haben mögest und ihn Uns um 36 Floren gelassen habest, lassen Wir Uns bedünken, daß Du Unserer ja so viel, wo nicht mehr als Eines zu Nürnberg genossen; derwegen wir uns verhofft, Du solltest Uns auch nicht theurer als andere Leute damit übersetzt haben.

Wollen Uns demnach versehen, Du werdest Uns denselben auch nicht höher anschlagen, denn Du ihn in Nürnberg verkaufen können." Dem Herzog erwiderte ich einmal auf eine ähnliche Klage: „Dieweil Ew. fürstlichen Gnaden der Macherlohn etwas hoch dünkt, hab' ich mich, außer bei Schürstab und seinem Sohne Hieronymus, zuvor bei Verständigen, die damit handeln, erkundigt; Die sagen, es sei noch ein Mehres verdient und sie hätten daran keine Beschwer, wenn es ihnen gemacht wäre."

Solche Dinge muß man nun einmal im Geschäftsverkehr, so zu sagen, mit in den Kauf nehmen. Wären wir nicht Alle, die wir uns hier Meister in der Zunft nennen, immer auf's Eifrigste bemüht, durch Tüchtigkeit der Arbeit und Redlichkeit des Geschäfts den guten Klang, den der Name Nürnberg in allen deutschen Landen hat, stets hell und rein zu erhalten, wir könnten in manchen Dingen Wünsche und Forderungen billiger befriedigen. Seht hier zum Beispiel diese Gattung von Steinen, die sehr billig sind; sie werden auch Smaragde oder Smarallen genannt, sind es aber nicht. Auf Wälsch heißen sie Viradoy, zu Deutsch Oelstein, sind auch schwärzlich grün wie Oel. Ich weiß, daß derselben viele, in Kleinode und Ringe versetzt, gen Krakau auf die königliche Kostung gesandt und zum Verhandel gebracht worden, habe selbst deren dort viele gesehen; ist unechte Waare. Also wie die Waare, so der Preis." —

Nachdem der Gast diesergestalt Belehrung erhalten und die sehenswerthesten Kostbarkeiten, die bei Meister Schultheß zur Schau lagen, in Augenschein genommen, verabschiedete er sich mit dem Versprechen, seinen Besuch zu wiederholen, und folgte seinem rüstigen Wirth Nützel, um die Schätze der übrigen vorgenannten Meister Wenk, Tetzel und Herdegen gleichfalls zu besichtigen. Auf dem Heimwege fielen ihm hier und da ausgestellte Delicatessen, Confitüren und dergleichen auf, die von Nürnberg in eben solchen Massen in andre Lande gingen, wie die dauerhafteren und edleren Waaren. Keine Fürstentafel schien vollständig besetzt, wenn Nürnberger Leckereien auf ihr

fehlten. Manche derselben kannte der Rath vom herzoglichen Tische in Königsberg her, andre waren ihm fremd. Nützel gab ihm auf jede Frage bereitwilligen Aufschluß und legte ihm, zu Hause angelangt, ein Briefchen vor, welches Georg Schultheß dem lieben Mitbürger zur Hand gestellt hatte, weil dieser, soviel er konnte, von Schriftstücken sammelte, die den Verkehr zwischen Nürnberg und dem Hofe in Preußen betrafen. Der alte Schulheß schrieb darin an Anna Sophie, die Tochter Albrecht's und seiner seligen Gemahlin Dorothea, wie folgt:

„Durchlauchtigste, Hochgeborne Fürstin, gnädiges Fräuchen. Ew. fürstliche Gnaden wissen zuvor meine schuldigen, willigen Dienste. Dieweil ich meinen Diener Joachim Wernicke zu Ew. fürstlichen Gnaden Vater, meinem gnädigsten Herrn, schicke, hab' ich nicht unterlassen können, Ew. fürstliche Gnaden mit diesem kleinen Brieflein unterthänig zu ersuchen, ob mein gnädigster Herr oder Ew. fürstliche Gnaden etwas von goldenen Kleinodien, goldenen Ketten oder Schenkringen bedürften. Ew. fürstliche Gnaden wollen mir der Frau Mutter meine altherkommenen, getreuen Dienste genießen lassen, mir das Geld vor Andern gönnen und gegen Herrn Vater meiner in Solchem in Gnaden bedenken. Es hat mir auch die Frau Mutter, da ich jüngst in Preußen war, befohlen, Feil-, Rosen- und Süßholzsäfte, desgleichen der guten Pfefferkuchen, die mit wälschen Früchten und Anderm zubereitet, und auch Magen-Latwerge für Ew. fürstliche Gnaden Herrn Vater zu bestellen. Nun ist aber vor Kälte hieraußen weniges oder gar nichts von Feil geworden; derhalben ich auch nichts hab' schicken können und läßt sich heuer auch böslich mit der Feil an. So aber derselben wird, will ich Ew. fürstliche Gnaden und meinen gnädigsten Herrn deß mit dem Besten versehen, und ist an Ew. fürstliche Gnaden meine unterthänige Bitte, so man mit Magen-Latwerge und Pfefferkuchen nicht versehen ist, mag Ew. fürstliche Gnaden den Herrn Vater darum ansprechen u. s. w."

Sobald der Gastfreund diese Zeilen gelesen, fuhr Nützel im eifrigen Lobe seiner Vaterstadt also fort:

„Aber nicht blos in solchen Dingen, wie sie eben genannt sind, zeichnet sich unser Nürnberg durch seine rührige und umsichtige Geschäftsthätigkeit vor vielen andern deutschen Städten aus, und es giebt wohl wenige, die ihm darin gleichkommen, keine, die es übertrifft, sondern es lassen sich noch viele andere nennen, durch deren geschmackvolle, feine und delicate Zubereitung unsere Anstalten und Geschäftsanlagen überall in Deutschland im besten Rufe stehen. Unser Pfefferkuchen ist, wie Ihr wisset, ich möchte fast sagen, weltberühmt und an allen Fürstentafeln äußerst beliebt, ebenso die Nürnberger Latwerge, in ihren verschiedenen Zubereitungen als Magen-Latwerge, Kitten- oder Quitten-Latwerge und Weinbeer-Latwerge. Ferner werden die hier bereiteten feinen Tropfen, Säfte und Getränkchen an die Fürstenhöfe weit und breit versandt, als Kitten- oder Quittensaft, Süßholztropfen, Feilsaft, Rosentröpfchen, feine, riechende Wasser und dergleichen. Nach dem nördlichen Deutschland ist von hier aus auch der Handel mit allerlei Arten von Früchten sehr bedeutend; wir senden von hier Pomeranzen, Quitten, Limonen, Citronen, Granat-Aepfel, Marsilien-Feigen, Muscateller-Birnen, Mispeln, Spillinge, Rosinen, Weintrauben, eingemachte Kräuter, eingemachte Nüsse und verschiedene wälsche Früchte. Mehre Höfe beziehen von hier auch ihren Bedarf an Wein, ihren Sius-Wein, Kräuter-Wein, ihren trefflichen alten Kaiserwein u. s. w. Sie standen zuweilen hoch im Preise. So schrieb zum Beispiel Georg Schultheß im Jahre 1544: „Es wollen sich die Weine hier bei uns ganz theuer machen. Was man vor einem halben Jahre um 5 Gulden gekauft hat, gilt jetzund gern bis 5½ Gulden und ist nichts Sonderliches von Wein. Es sind Weine da, die jetzund gern zu 6 Gulden gelten. Es ist der Rheinstrom von Wein sehr entblößt. Sollte er heuer auch umschlagen, wir würden hier in Nürnberg, was gute Weine sind, das Maß um 2 Batzen trinken müssen, da wir zu der Stunde guten Wein um 6 Kreuzer trinken.“

Wissenschaftliches Leben.

Von den Gegenständen des materiellen Lebens glaubte sich der herzogliche Rath jetzt zur Genüge unterrichtet. Ueber Tische kam das Gespräch auf Hans Sachs zurück, dessen liebenswürdig schlichtes Wesen dem Fremden überaus wohlgethan, und die Person des hochschätzbaren Volksdichters gab dem Wirth Veranlassung, auch andrer geistig bedeutender Zeitgenossen zu erwähnen, die in Nürnberg lebten und wirkten.

„Man kann Euch, edler Freund," hob Nützel an, „in den wichtigsten wissenschaftlichen Disciplinen Namen von Männern nennen, die in ganz Deutschland im besten Klange stehen und unserer Stadt zur Zierde gereichen. Wir können wohl sagen: auch in ihnen glänzt unser Nürnberg in unserer Zeit. Wer kennt nicht unter den Gottesgelehrten unsern Andreas Osiander, Prediger zu St. Lorenz, gleich berühmt durch seine gelehrten Schriften wie durch seine hinreißende Kanzelberedtsamkeit? Man weiß ja, daß er es war, der durch seine Predigt in der Seele Eures Herzogs zuerst das Licht zur Erkenntniß der reinen evangelischen Lehre entzündete. Wer kennt nicht in der theologischen Welt unsern salbungsvollen Prediger an St. Sebaldus, Magister Veit Dietrich, der seine gründliche Gelehrsamkeit erst jüngst wieder in seinen „Summarien über das ganze Neue Testament", die er Eurem Herzog dedicirt, an den Tag gelegt hat und dessen Hauspostille in ganz Deutschland gelesen wird. Sein gelehrter Freund, Magister Michael Nötting, Rector des Raths und Gubernator der Akademie, hat sie auf vielseitiges Ersuchen anderer gelehrten Männer in's Lateinische übersetzt, um sie auch fremden Nationen zugänglich zu machen. Neben diesen Beiden steht noch unser gelehrter Prediger Doctor Wenceslaus Link, der sich erst kürzlich wieder durch seine „Annotationen über

das Alte Testament", die er ebenfalls Eurem Herzog dedicirt, neue Verdienste um die Wissenschaft erworben hat.

Auf solche Männer kann unser Nürnberg mit allem Recht wohl stolz sein und dies noch um so mehr, da sie es zugleich auch die wichtigste ihrer Pflichten sein lassen, die rechte Lehre des Evangeliums, wie sie uns Luther in ihrer Wahrheit und Klarheit vorgezeichnet hat, mit Eifer und Ernst in würdiger Weise aufrecht zu erhalten. Ich kann nicht umhin, Euch davon ein überzeugendes Beispiel zu geben, wie es sich hier vor einiger Zeit ereignet hat. Es hat sich Einer, Rupertus von Mosheim genannt, der etwa Domdechant zu Passau und Kaiserlicher und Königlicher Majestät Rath gewesen, mit vier Pferden und drei Knechten, in Grün gekleidet, hierher verfügt und vorgegeben, wie er derjenige sei, der eine Einigung zwischen den Papistischen und Lutherischen herzustellen wisse, hat aber nichtsdestoweniger immerzu den Papst einen weltlichen und den Luther einen geistlichen Antichrist gescholten. Er hat dann einem ehrbaren Rath anzeigen lassen, wie er etliche Bücher gemacht habe, die er gern allhier wolle in Druck ausgehen lassen, worin dieselbe Einigung und viele andere Geheimnisse verfaßt wären; hat darauf Audienz begehrt. Da haben wir gemeint: es wäre dem also, und dieweil er so wohl zuvor an des Kaisers und Königs Hof gehalten gewesen und alle Jahr fünfundzwanzig Hundert Gulden zu verzehren gehabt, er auch ein so gelehrter Mann sei, daß durch ihn etwas Gutes geschaffen werden möchte, haben wir hierauf einen Synodus zu halten zugelassen. Der hat acht Tage gewährt und es sind dazu verordnet gewesen zwei des Raths, zwei von den Theologen und zwei von den Juristen; nämlich von des Raths wegen Hieronymus Baumgärtner und Sebastian Groß, von den Theologen Andreas Osiander und Doctor Wenceslaus Link, und von den Juristen Doctor Eppenstein und Doctor Gugell. Diese Herren haben ihn hören und daneben seine Bücher lesen sollen. Nun hat er aber etliche Tage viel unnützes Geschwätz und weites Umschweifen gemacht, auch etliche Copien der Briefe aufgelegt, die

er an den Papst, den Kaiser, den König und die sieben Kurfürsten geschrieben. Da haben wir ihm sagen lassen, er solle zu der Handlung greifen und solches Schmähen, Schänden und unnützes Geschwätz unterlassen, denn diese Herren wären auch mit andern und größern Geschäften beladen und könnten seinem unnützen Reden nicht zuhören. Sein Vornehmen ist aber gewesen, die Sache gern lang hinzuziehen, auf daß vielleicht ein halbes Jahr damit vergangen wäre, damit er den gemeinen Pöbel hätte an sich ziehen können. Da er nun seine Bücher hervorgebracht, hat man darin nichts Anderes, denn eitel teuflisches, schwärmerisches und wiedertäuferisches Ding gefunden, also daß auch die Herren nicht anders gemeint, denn der Teufel wäre selbst unter eines Menschen Gestalt allda und wollte sie versuchen. Er hat öffentlich dem Herrn Osiander unter die Augen gesagt: was er vergangenen Sonntags gepredigt hätte, das wäre Alles erlogen, er solle ihm seine Predigt geschrieben geben, er wolle gegen ihn schreiben, und das mit vielen Schmähworten. In Summa, man glaubte, er sei der andere König der Anabaptisten oder der Teufel selbst. Wir waren im Rath Anfangs Willens, ihm die Antwort zu geben, daß er sich aus der Stadt machen solle, oder man werde ihn hinausweisen. Es haben ihm aber Mehre unsres Collegiums die Stadt doch nicht alsbald verbieten wollen, weil er ein so ansehnlicher Mann gewesen; sie litten ihn jedoch nicht lange. Er hätte gern auf zwei Jahre Dienst allhier gehabt, auch gern öffentlich gepredigt, wenn man es ihm hätte gestatten wollen. Er gab vor, er wolle gen Wittenberg ziehen und mit Martin Luther disputiren. Er schalt hier auf Luther auf's Allerhöchste, desgleichen auch auf die Päpstischen, also daß man gar nicht wußte, was es für ein Geist sei. Mein lieber Freund Doctor Wenzel Link hat es unternommen, was der Inhalt seiner Bücher und auch sonst sein Thun gewesen, mir auf's Kürzeste zusammenzufassen; sind Mirabilia und gar seltsame Dinge von dem Manne zu lesen.

Von unsern ausgezeichneten Rechtsgelehrten habe ich Euch

soeben schon die beiden in ihrem Fache gründlich gelehrten Doctoren Eppenstein und Gugell genannt; ich füge noch den in der Rechtskunde vielseitig erfahrenen Hieronymus Ebner und unsern durch seine practische Geschäftserfahrung bei uns ebenso hochgeachteten, wie in weiteren Kreisen durch gründliche juristische Kenntnisse berühmten Amtsschreiber Lazarus Spengler hinzu; sie stehen schon seit vielen Jahren mit Eurem Herzog, der sie, wie früher auch unsern bereits verstorbenen Doctor Johann Apel, in seinen Angelegenheiten von jeher immer gern zu Rathe zog, in lebendigem Briefwechsel. An Herrn Ebner wendet er sich auch meist zunächst, wenn er irgend welche ältere oder neuere Schriften für seine Bibliothek aus Nürnberg zu haben wünscht. So schrieb er ihm einmal: Da er erfahre, daß in Nürnberg viele alte Bücher von Neuem in Druck ausgehen sollten, deren keines nach Preußen komme, so ersuche er ihn, sowohl solche, als auch was sonst Nützliches durch Buchhändler nach Nürnberg gebracht werde, ihm möglichst bald zuzusenden. — Ebner ist ferner ebenso wie Georg Schultheß, Hieronymus Schürstab und Christoph Fürer seit Jahren für Euren Herrn Berichterstatter über alle nur irgend wichtigen Zeitereignisse, die uns in Folge unsres weitverzweigten Handels um ein Beträchtliches früher, als anderen Städten, bekannt zu werden pflegen.

Von unsern Aerzten weiß ich Euch freilich nur einen zu nennen, der sich durch wissenschaftliche Forschungen auszeichnet: den Schwiegervater unsres Andreas Osiander, Doctor Johann Magenbach —"

„O, den kenne ich," fiel der fürstliche Rath lebhaft ein; „seine Hülfe wird ja weit und breit in Anspruch genommen und ist auch schon unserm Herzog wohlthätig gewesen, als er damals so lange an heftigen Lenden- und Rückenschmerzen litt und Euren Doctor um ein Heilmittel anging. Magenbach erklärte sich bereit, ihm Linderung zu schaffen, wofern der herzogliche Leibarzt eine nähere Beschreibung des Leidens hierhersende und Albrecht selbst einige große Stücke unbearbeiteten Bernsteins mitschicke. Dies geschah, und alsbald erhielt unser

Herr durch Hieronymus Schürstab ein Gläschen Oel, ein andres mit bereitetem Wasser und ein Schächtelchen manus Christi (Heilandshand), welche drei Medicamente Magenbach durch künstliche Herrichtung aus dem rohen Bernstein gewonnen. Das Wasser diente zum Einreiben der kranken Glieder, das Oel mußte der Herzog tropfenweis, in destillirtem Wasser aufgelöst, trinken und von den manus Christi je ein Stückchen im Munde zergehen lassen. Die Mittel hatten den besten Erfolg."

„Nun, da Ihr die Kunst Magenbach's in Eurer Nähe kennen gelernt habt," sagte Nützel, „so brauche ich Euch den Mann nicht ferner zu rühmen. Was Euch aber vielleicht noch neu, werther Freund, das ist unser „Nürnbergisches Lebenswasser", welches hierorts allein bereitet und weithin mit gedruckten Gebrauchsanweisungen versandt wird. Und endlich kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß wir vor Kurzem hier eine ähnliche Erscheinung im ärztlichen Fache hatten, wie ich sie Euch vorhin in der kirchlichen Angelegenheit mitgetheilt.

Es kamen eines Tages zwei neue Aerzte hier an, von denen der eine vorgab: er könne alle ihrer Sinne Beraubte, die nicht von Natur als Narren geboren seien, innerhalb sechs Wochen wieder zu guter Vernunft bringen und zwar nur allein durch Getränke und Aderlaß. Er legte dem Rath Zeugnisse über seine Heilkunst und über ihre glücklichen Erfolge an mehren völlig wahnsinnigen Personen aus München vor. Der Rath übergab ihm auf Grund dieser Zeugnisse drei ihrer Vernunft gänzlich beraubte Menschen, unter denen einer hier fast neun Jahre lang nackt und bloß in einem Thurm gelegen hatte und ihm in Ketten in's Spital überliefert wurde. Der andere Arzt wollte die bekannte französische Krankheit, wie er sich ausdrückte, ohne Holz und ohne Schmiererei, blos durch Getränke und Baden heilen können. — Und was geschah bald darauf? Nach mehren verübten Betrügereien verschwanden die beiden Quacksalber ebenso plötzlich, wie sie gekommen waren.

Aber auch noch in andern Theilen des menschlichen Wissens weiset unser Nürnberg manchen hochberühmten Mann auf. Ich

will Euch nur noch Einige nennen; ich stelle an ihre Spitze den weitgefeierten Joachim Camerarius. Er war schon vor dem Jahre 1535 Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache an unserm damals neugegründeten Gymnasium, ein Freund des vorhin genannten berühmten Rechtsgelehrten Doctor Johann Apel.

Die Gelehrten haben, wie Ihr wißt, die Sitte, ihre deutschen Namen in's Lateinische oder Griechische zu übersetzen oder ihnen wenigstens Endungen aus jenen Sprachen anzuhängen. Camerarius heißt eigentlich: Cammermeister, ist eines reichen Bamberger Bürgers Sohn und der Freund Philipp Melanchthon's, dessen Name bekanntlich auch gräcisirt ist und ursprünglich „Schwarzerde“ heißt. Melanchthon gesteht selbst ein, daß ihn Camerarius in der gründlichen Kenntniß des Griechischen übertrifft. Daneben ist Letzterer ein großer Mathematicus, der sich viel mit Nativitätsstellung beschäftigt, das heißt mit der Deutung des Schicksals namhafter Personen aus der Stellung der Gestirne in ihrer Geburtsstunde. Diese Kunst ist namentlich an Fürstenhöfen sehr geschätzt. Deswegen verweilte auch der ehemalige Professor der Mathematik zu Frankfurt a. d. O., nachherige kurbrandenburgische Hofastronom und als chronologischer Geschichtsschreiber weitbekannte Johann Carion öfter längere Zeit und immer gern hier in Nürnberg, stand mit Camerarius in vertrautem Umgang, mit dem er sich gern über Nativitätsstellerei, Constellation und Prognostiken unterhielt, und ließ zugleich bei hiesigen Meistern die zu seinen astronomischen Studien nöthigen Quadranten und andere Instrumente der Art verfertigen. Auch Euer Herzog, der ihn als Geschäftsträger seit dem Jahre 1534 in seinen Dienst genommen, trug ihm zuweilen auf, für ihn hier in Nürnberg bald einen Compaß oder ein Hebezeug zu bestellen, bald einen Einkauf von Gold- und Silberstücken, Sammet und Seidenstoffen zu besorgen. Er verweilte dann immer gern in unsern Mauern, Tage lang in wissenschaftlichen Mittheilungen mit unserm Camerarius, so daß man wohl annehmen darf, daß Manches,

wodurch der Name Carions glänzt, mehr auf des Camerarius Verdienst und wohl auch auf dem beruht, was ihm unser Nürnberg dargeboten hat.

Einer der berühmtesten Schüler des Camerarius, der hier in unserm Gymnasium durch dessen anregenden Unterricht und Leitung seine erste Bildung gewann und als ein Zögling unserer berühmten Schule der Stadt-Nürnberg zur Zierde gereicht, ist der Doctor der Theologie Paul Eber, noch jetzt Professor an der Universität zu Wittenberg. Wie segensreich und fruchtbringend der Same war, den Camerarius damals in die empfängliche Brust des Jünglings streuete, ein Same zur vielseitigsten Ausbildung, das beweist jetzt Eber, der vertraute Freund Melanchthon's, durch seine theologische Gelehrsamkeit und ausgebreiteten Kenntnisse und Lehrvorträge über Mathematik, Astronomie und mehre andere philosophische Zweige, wie auch als Schriftsteller im historischen und philosophischen Fache.

Ein anderer Schüler des Camerarius, wenn auch nicht von so hochberühmtem Namen, den ich Euch noch nennen muß, weil wir uns seiner noch jetzt erfreuen, ist der gelehrte Mathematicus an unserm Gymnasium, Johann Schöner. Er hatte vor wenigen Jahren nicht ohne Anstrengung und Mühe einige Bücher über Nativitäten geschrieben und, wie er mir mittheilte, habe er sich lange Zeit besonnen und geschwankt, wem er das Werk dediciren solle. Immer aber sei ihm der Name des Herzogs Albrecht von Preußen, „als eines bei Jedermann so hochberühmten Fürsten und gewaltigen Erhalters der reinen göttlichen Schrift und aller guten Künste“, in Erinnerung gekommen, zumal da er gewußt, daß er auch sonderlich ein Liebhaber der Astrologie sei. Das habe er auch dem Herzog selbst geschrieben und ihn darauf hinweisend, daß „diese Wissenschaft auch über die Wunderwerke und Ordnung der göttlichen Majestät auf's Beste Belehrung gebe“, ihm sein Werk dedicirt. Der Herzog hat es mit freundlichem Dank und erfreulicher Erkenntlichkeit angenommen, wie Euch vielleicht bekannt ist.

Ich könnte hier mit meiner Rede einhalten, denn ich will

Euch ja, mein edler Freund, keinen auch nur irgend vollständigen Vortrag über Nürnbergs gelehrtes Wesen im Verlauf unsers Jahrhunderts halten. Ich dürfte blos noch erwähnen, daß auch die beiden hochverdienten und weitberühmten Theologen, die Freunde Luther's und Melanchthon's, Georg Major und Veit Dietrich, der Sohn eines hiesigen Schusters, hier geboren und also Nürnberger Stadtkinder sind. Allein ich muß Euch doch noch mit einem Manne bekannt machen, der unstreitig zu den interessantesten Menschen unserer Zeit gehört; es ist der Vicar an der Sebalduskirche Georg Hartmann. Er ist nie als Schriftsteller aufgetreten. Es hatte schon früh in seiner Jugendzeit eine Reise nach Italien und ein zeitweiliger Aufenthalt in Rom einen gewissen Forschungsgeist und einen Trieb zu allerlei, theils wissenschaftlichen, theils mechanischen, mit der Wissenschaft aber in Verbindung stehenden Beschäftigungen in ihm angeregt. Und jetzt, durch sein Amt um die Bedürfnisse seines Lebens ohne alle Sorgen, kann er in seinen Mußestunden diesen Trieb mit voller Hingebung befriedigen, theils in Studien in der Astronomie, in Untersuchungen über die Kraft und Wirkung des Magnets, über die er bereits die merkwürdigsten Entdeckungen gemacht hat, theils durch Verfertigung und Vervollkommnung der zu wissenschaftlichen Studien nöthigen Instrumente, namentlich der Perspective, Quadranten, Compasse, Astrolabien, Horologien und dergleichen. Es geht hier kein Reichstag vorüber, an dem er nicht die Ehre hat, von den hier versammelten hohen und allerhöchsten Personen eingeladen zu werden, um ihnen die Resultate seiner Forschungen und Beschäftigungen zu zeigen. So geschah es schon auf dem hier gehaltenen Reichstage im Jahre 1542, wo ihn zuerst der päpstliche Legat und der Venedische Gesandte und dann zweimal auch der römische König zu sich beriefen, um sie über die Beschaffenheit seiner Instrumente näher zu belehren. Den Letztern interessirten diese Dinge so außerordentlich, daß er auf dem neuen Reichstag im Jahre 1543 unsern Vicar wiederum zweimal zu sich kommen ließ, um sich von ihm über seine Studien unterrichten zu lassen.

„Der König," erzählte damals Hartmann, „habe überaus große Lust zu Künsten; er habe vor ihm viel tractirt über Perspectiv und Astronomie, worin der König auch guten Verstand habe." Auch später noch, im Verlauf dieses Reichstags, brachte der König manche Stunde, welche die ernsten Berathungen und Reichsgeschäfte übrig ließen, in der Unterhaltung mit dem gelehrten Forscher zu, der ihm immer auch gern die Resultate seiner Untersuchungen, die „Geheimnisse" und Abweichungen des Magnets, die Anwendung und die Beschaffenheit seiner Instrumente u. s. w. mittheilt, denn über „die Tugend und Kraft des Magnets" insbesondere glaubt er ganz neue Entdeckungen gemacht zu haben. Uebrigens bemerke ich nur noch, daß sich unser Vicar schon durch die ausgezeichnete Hochachtung und hohe Gunst, deren er sich beim Könige, bei Fürsten und andern hohen Herren erfreut, immer hochbelohnt findet. Er nimmt für das, was er thut und schafft, fast nie eine Bezahlung an, außer wenn ihm baare Auslagen erstattet werden. Wohl aber werden ihm nicht selten — und darin findet er seinen Lohn und darauf ist er stolz — aus hoher Hand sehr ansehnliche Ehrengeschenke zu Theil.

Indem ich hoffe, Ihr werdet, edler Freund, durch die kurze Uebersicht, die ich Euch über die literarischen Bestrebungen und Leistungen unserer Gelehrten zu geben suchte, wenigstens die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das materielle Leben das geistige in unserer Stadt keineswegs erdrückt und erstickt und daß unser Nürnberg auch in wissenschaftlicher Hinsicht einen ehrenvollen Rang behauptet, füge ich noch hinzu, daß hier auch der literarische Verkehr und, wenn ich es so nennen darf, der Büchermarkt nicht unbedeutend ist. Wir hören oft, daß Fürsten, die ihre Bibliotheken vervollständigen oder sich nur literarische Erscheinungen verschaffen wollen, zunächst sich hierher nach Nürnberg wenden. Solche Aufträge erhält von Eurem Herzog bald Osiander oder Veit Dietrich, bald muß ihm Georg Schultheß für die Herzogin illuminirte Gebetbüchlein schicken, denn fast nirgends werden sie so schön und

fein gemalt, wie es unser geschickter Meister Mathes Schmuttenmaier versteht. Sebald Pfinzing, der Aeltere, schickte ihm im Jahre 1542 ein Büchlein zum Geschenk, worin der beiden Markgrafen Hans und Albrecht von Brandenburg Pilgerreise in's heilige Land, auch welche Adelige sie begleitet, wo sie Nachtlager gehalten, und mit welchen Geschenken sie hier und da beehrt worden, sehr genau beschrieben war. Von hier aus gehen von Zeit zu Zeit durch alle Gegenden Deutschlands die Euch wohlbekannten fliegenden Blätter, Zeitungen, worin des Kaisers Kriegshändel gegen den König von Frankreich, die Türken, die evangelischen Fürsten und Städte und andere politische Nachrichten mitgetheilt werden. Auch manches Pasquill, mitunter „gar seltsam und beißend gemacht", hat von hier seinen Ausflug erhalten, und Anlaß und Stoff geben dazu unsere Reichstage immer auch im reichen Maaße. Wir haben hier eine treffliche Buchdruckerei, die sich besonders durch ihren guten Pergamentdruck auszeichnet. Sie ist leider freilich auch manchen Beschränkungen unterworfen. So ist zum Beispiel in Folge des jetzt unter den Theologen herrschenden unnützen Gezänks, Schmähens und Lästerns (wovon auch unsere Prediger nicht frei sind), von unserm Rath verordnet, daß Nichts ohne sein Vorwissen und seine Genehmigung gedruckt werden darf. Insbesondere darf nichts Theologisches, selbst nicht einmal ein Gebetbüchlein unter die Presse kommen, bevor es nicht ein hiesiger Prediger gelesen und censirt hat. Indeß kommt es doch auch vor, daß ein Rathsherr sich dazu heimlich unter den Predigern seinen rechten Mann auszuwählen weiß. Trotzdem findet unsere Druckerei immer vollauf, oft übermäßige Beschäftigung, was zum Theil seinen Grund wohl auch in dem zwar theuren, aber sehr guten Ravensberger Papier, welches wir hier haben und das von hier aus verkauft wird, theils auch in dem überaus saubern, weißen und geschmeidigen Druck- und Schreibpergament hat, denn kaum irgendwo weiß man dieses so vortrefflich zuzubereiten, wie hier in Nürnberg und in Nördlingen. Man treibt damit von hieraus einen erträg-

lichen Handel und unser Rath bedient sich desselben gewöhnlich auch, wenn er in seinen Angelegenheiten an den Kaiser, den römischen König oder an Fürsten schreibt."

Gewerblicher Kunstbetrieb.

„Was die Kunst anbelangt", fuhr Kaspar Nützel auf eine Zwischenfrage des Raths nach ihrem damaligen Stande fort, „so habt Ihr ja das Wohnhaus dessen gesehen, der als ein Stern erster Größe mit dem hellfunkelnden Lichte seines Ruhms über ganz Deutschland und bis nach Italien glänzte; ich meine unsern verstorbenen Albrecht Dürer. Jene große Zeit ist nun freilich vorüber, nichtsdestoweniger aber sind meine Mitbürger in der Aufnahme von Abrissen und Abbildungen origineller und characteristischer Bauwerke Meister geblieben. Von nah' und fern kommen Baumeister hierher, um nicht blos unsre großartigen Kirchen und unser Zeughaus zu studiren, sondern auch das Abzeichnen derselben zu erlernen, damit sie eine einleuchtende Darstellung davon in ihrer Heimath vorlegen können. Euer Herzog hat ja selbst wiederholentlich Fachmänner zu diesem Zweck hergeschickt und hinwiederum von hiesigen Künstlern Bau-Abrisse und Conterfeie zugesandt erhalten.

Es erscheinen ferner hier in Nürnberg nicht selten auch Conterfeie oder bildliche Darstellungen wichtiger politischer Ereignisse und gehen dann von hier in alle Gegenden Deutschlands aus. Ich will davon nur einige erwähnen. So wurde im Jahre 1544 ein Conterfei vom Zuge des Kaisers gegen den König von Frankreich verfertigt. Man war aber mit dem ersten Entwurf nicht recht zufrieden; es erschien daher bald darauf von Neuem in einer weit schöneren, größeren und deutlicheren Ausgabe, mit der Stadt S. Dizier und mehren andern vom Kaiser eroberten Städten und Schlössern, das Ganze

fein in Kupfer gestochen, nebst einer gedruckten Beschreibung des ruhmreichen Kriegszugs. Ein solches Exemplar kaufte damals Hieronymus Schürstab auch für Euren Herzog. Im Jahre 1549 erhielt Georg Schultheß von ihm den Auftrag, ihm eine Beschreibung und ein Conterfei verfertigen zu lassen, wie der Kaiser auf seinen Feldzügen in Feindesland in Ordnung ziehe, wie er es mit seinem Schanzengraben, Brückenschlagen und dergleichen veranstalte, und zwar solle er dies Alles in Gemälden darstellen lassen. Schultheß führte den Auftrag pünktlich aus, schickte ihm aber zugleich auch ein Conterfei davon zu, wie der Kurfürst von Sachsen vom Kaiser bei Mühlberg überfallen worden war, wobei er ihm schrieb: „Die Visirung wird besser anzeigen, wie sie zwischen der Wagenbrücke ein Haufe nach dem andern ziehen, desgleichen wie sie ihren Zug auf Mühlberg durch die Furth der Elbe genommen haben, denn solche Züge hat der Duc di Alba der kaiserlichen Majestät durch ihren Maler, der mit zu Feld gezogen ist, machen lassen, denn ich habe es durch Bitten bei demselben Maler ausgebracht und kosten solche beide Gemälde oder Visirungen 20½ Thaler." Ebenso erschien erst jüngst hier in Nürnberg bei Hans Wolf Glaser das höchst interessante Conterfei über die Landung der Türken auf Malta und ihren ganzen Belagerungs-Plan, illuminirt. Wünschet Ihr es, so kann ich es Euch vorlegen. — Das, mein werther Freund, ist jetzt hier das Künstlergewerk."

Musikliebhaberei.

In diesem Augenblick drang aus einem benachbarten Hause der Schall einer Trompete, die, wie sich deutlich vernehmen ließ, zur Probe geblasen wurde, welchen Ton sie gäbe. Nützel belehrte den Freund, daß die Werkstatt des berühmten

Trompeten= und Posaunenmachers Georg Neuschel in der Nähe sei.

„Den Namen höre ich nicht zum ersten Mal", entgegnete der herzogliche Rath. „Es muß derselbe Neuschel sein, der viele musikalische Instrumente an unsern Hof geliefert hat."

„Allerdings ist er's."

„So möchte ich den geschickten Meister wohl von Angesicht kennen lernen, wenn es Euch genehm wäre, mich bei ihm einzuführen, Freund Kaspar!"

„Mir ist Alles genehm, was Ihr wünscht, und ich meine, wir können uns ungesäumt zu ihm begeben. Ihr werdet in Neuschel's Werkstatt manches Interessante finden."

Durch diese Worte ward die Unterhaltung der Freunde auf die musikalischen Zustände im Allgemeinen gelenkt, und während Beide aufbrachen, machte Nützel dem Gast folgende Mittheilungen darüber:

„In schöpferischen Leistungen behauptet jetzt wohl unbezweifelt München in diesen Landen den Vorrang. Es hat seinen berühmten Ludwig Senfl (Senfel), mit dem Beinamen „der Schweizer", gemeinhin auch „der Componist" genannt. Ihm kommen an Fülle und Fruchtbarkeit in Compositionen, an Lieblichkeit und schöner Harmonie seiner Lieder und Gesänge in dieser Zeit wohl Wenige gleich. München hat ferner den Altisten Lucas Wagenrieder (ebenfalls in musikalischen Leistungen ein Name von gutem Klang) einen geborenen Nürnberger, ebenso wie Ludwig Senfl in der fürstlichen Kapelle des Herzogs Wilhelm von Baiern angestellt; man nennt ihn daher gewöhnlich auch Kapellen=Altist. Auch Adrian Rauch verweilt schon seit vielen Jahren in München; er ist Euch wohl nicht unbekannt, denn er war früher in der Kapelle Eures Herzogs in Königsberg angestellt, wurde aber von Eurem berühmten Componisten und Kapellmeister Hans Kugelmann, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, beim Herzog angeklagt, fiel in Ungnade und siedelte nach München über, wo er in der Cantorei des Herzogs eine Anstellung erhielt.

Wie in München, so herrscht jetzt auch in Augsburg viel Liebe und Lust zu Gesang und Saitenspiel, und ich höre es rühmen, daß dort unter der gemeinen Bürgerschaft die Musik so sehr geliebt, gepflegt und in Uebung gebracht wird. Große Verdienste erwirbt sich dabei der Augsburger Bürger Sylvester Raid, Syndicus und Geschäftsverwalter im Banquierhause der Fugger, zwar, soviel ich weiß, nicht selbst Componist, aber ein gründlicher Musikkenner und eifriger Förderer musikalischer Unternehmungen. Er versteht und besorgt daher auch den Druck, wenn der Rath oder die Bürgerschaft von Augsburg geistliche Gesänge oder wenn Euer Herzog Kugelmann's geistliche Lieder und andere Compositionen richtig und gut gedruckt zu haben wünscht.

In gleicher Weise darf sich auch unser Nürnberg seines Bürgers Georg Witzel als eines eifrigen Freundes und Liebhabers der Musik rühmen. Er ist zwar nicht als Componist bekannt, hat aber ein feines Ohr für gute Harmonie und weiß den Werth musikalischer Stücke richtig zu beurtheilen. Das beweist er vornehmlich auch durch seine vortreffliche, von feinem Kunstsinn zeugende Auswahl von Gesängen, Messen, Motetten und dergleichen, die er von den hierher in Handelsgeschäften kommenden Kaufleuten aus Deutschland und andern Landen ankauft und dann an die verschiedenen Fürstenhöfe schickt, mit denen er in Verbindung steht. So ist mir bekannt, daß er im Jahr 1543 Eurem Herzog, der ihm als großer Liebhaber der Musik gerühmt worden, einige von Kaufleuten aus Wälschland und Niederland erkaufte „sehr gute und wohlgestellte Messen und Motetten" sandte. Ein silberner, vergoldeter Trinkbecher, der ihm dafür als Ehrengeschenk zukam, ermunterte ihn, fast jedes Jahr ähnliche Sendungen zu wiederholen, wofür ihm der Herzog bald den Kaufpreis ersetzen ließ, bald ihn auch mit einem Trinkgeschirr erfreute. Meist waren es Compositionen namhafter Componisten aus Deutschland und dem Ausland, die er sich zu verschaffen wußte, um sie dem Herzog „zur Ergötzlichkeit" überbringen zu lassen. So gratulirte er

ihm im Jahre 1549 zu seiner zweiten Hochzeit, schickte ihm einige Gesänge und eine Messe nebst mehren Motetten und Hochzeitsliedern und schrieb dabei: „Die ersteren seien Stücke, die ein Bürger und Kaufmann hier in Nürnberg, ein Sänger und Liebhaber der Musik, auf seinen Namen und seine Kosten zu Venedig von dem berühmten Componisten Pyrison habe machen und setzen lassen; sie seien sonst noch Niemand bekannt.“ Ihr seht hieraus, edler Freund, Nürnberg ist in dieser Weise, wenn es auch nicht selbst berühmte Componisten aufzuweisen hat, ein Marktplatz, von woher mittelst seiner weitverzweigten Handelsverbindungen auch aus fremden Landen auf leichtem Wege Alles, was nur irgend die Kunst als vorzügliche Meisterwerke erzeugen mag, leicht erreicht, erworben und nach allen Richtungen hin weiter verbreitet wird.

Schon in sehr früher Zeit war uns Euer Herzog als ein großer Freund und Förderer der Musik bekannt. Er hatte seinen neuen Fürstenstuhl kaum bestiegen, als er in den Jahren 1525 und 1526 sich von hier aus neue, damals sehr beliebte Gesänge zuschicken ließ, und wenn nachmals die Meister in München und Sylvester Raid in Augsburg immer auch fleißig dafür sorgten, ihm alle neuerscheinenden Compositionen möglichst bald zukommen zu lassen, so blieb und ist noch immer Nürnberg für ihn der Ort, von wo aus er durch unsere Handelsverbindungen Musikalien aus fremden Ländern am leichtesten erhalten kann. Meist sind es, wie Ihr wissen werdet, Tonstücke für Singstimmen im Chorgesang, die man ihm sendet oder die von ihm verlangt werden, theils Motetten, theils Messen, componirte Psalmen, sogenannte Tenores oder gewöhnliche Lieder, die meisten mit lateinischem, die letztern gewöhnlich mit deutschem Text. So erhielt er zum Beispiel das Ecce quam bonum (Siehe, wie fein u. s. w. Psalm 133.), den von Senfl componirten Psalm, die von demselben componirten Psalmen: De profundis clamavi ad te, domine (Aus der Tiefe habe ich zu Dir gerufen, Herr. Psalm 130.), und Deus, in adiutorium meum intende (Eile, Gott, mich zu erretten.

Psalm 70.), den Psalm Exaltabo te (Dich will ich preisen. Psalm 30.), vom Componisten Thomas Stolzer und von demselben den Psalm Noli aémulari (Erzürne Dich nicht u. s. w. Psalm37.), die Motette In principio (Im Anfang) vom Componisten Josquin, die Vita in ligno (Das Leben im Kern) von Senfl. Zu den Liedern schickt der Herzog oft selbst den lateinischen oder deutschen Text, Senfl componirt und Wagenrieder schreibt für ihn die Noten. Der Letztere sandte einmal unter den deutschen Liedern eins, welches das Nasenlied hieß, bemerkte dabei aber ausdrücklich: es sei nicht von Senfl componirt und er selbst schäme sich fast, dem Herzog ein solch „rotziges Nasenlied" zuzuschicken.

Und Euer Herzog versäumt auch nie, die Componisten reichlich zu belohnen; bald sind es angemessene Geldgeschenke, bald Ehrenkleider oder silberne und vergoldete Trinkbecher, womit er sie zu erfreuen sucht. Unser geschickter Goldschmied Meister Arnold Wenk mußte zum Beispiel in seinem Auftrag eine außerordentlich schön gearbeitete silberne, doppelt vergoldete, auf beiden Seiten mit Kleinoden und den Wappen des Herzogs und der Herzogin geschmückte Scheure (Trinkgeschirr) verfertigen, die dann, mit 50 Rhein. Gulden angefüllt, dem Meister Senfl überreicht wurde." —

Die Freunde standen bei den letzten Worten Kaspars vor Georg Neuschel's, des Trompeten- und Posaunenmachers, Thür, die sich ihnen in gleicher Weise freundlich aufthat, wie die Pforten, an denen sie früher Einlaß begehrt. Der alte Rathsherr eröffnete dem Meister, weshalb der vornehme Gast bei ihm vorspreche, und der Bürger, der die Ehre des Besuchs anerkannte, gab dem wißbegierigen und schaulustigen Nordländer unverzüglich die gewünschte Auskunft.

„Es war im Herbst 1541", begann er, „als der Herzog von Preußen durch Sebald von Thiel bei mir eine ansehnliche Zahl musikalischer Instrumente bestellen ließ; es sollten ihm geschickt werden: 12 deutsche und 12 französische oder wälsche Trompeten, wie solche der Kaiser und der römische König hätten,

außerdem verschiedene lautschallende Instrumente oder Rausch-pfeifen, mit 6 oder mehr Stimmen zu gebrauchen, namentlich 4 Mundstücke zu Mittelposaunen, ein Tenor- und ein Paßbumhart mit etlichen Röhren, ein Paar Bogen an eine Quartposaune, zwei überzogene wälsche krumme Zinken nebst noch 6 andern zusammenstimmenden Zinken und eine Discant-flöte. Alles sollte, wie ausdrücklich befohlen ward, mit größtem Fleiß, sauber und gut gemacht sein. Ich schrieb darüber dem Herzog: Die 24 deutschen und französischen oder wälschen Trompeten und die großen Bumharte, die ich verfertigen solle, würden 230 Gulden kosten; für 60 Gulden könne ich die 12 deutschen Trompeten nicht machen; ihr Zusammenstimmen erfordere viel mühsame Arbeit. Eine gemeine Posaune liefere ich für 9 bis 10 Gulden. Ich hätte auch etliche Instrumente aus Lyon und Venedig erhalten, die ich dem Herzog, wenn er sie wünsche, käuflich überlassen wolle, nämlich eine silberne Posaune mit vier Zügen, die zum Gesang und zu folgenden Instrumenten gehöre: 4 elfenbeinene Zwergpfeifchen, mit Silber beschlagen und vergoldet, 5 Lauten, etliche schreiende Pfeifchen, viel lauter als die Bumharte, und einige große Bumharte. Wünsche es der Herzog, so wolle ich für ihn auch etliche Heerpauken verfertigen und zugleich für solche Gesänge sorgen, die zu diesen Instrumenten gehörten, denn seine große Lust zu solcher Musik sei mir bekannt.

Der Herzog ließ mir aber sagen: Er finde die Trompeten zu theuer; er habe anderwärts eine deutsche für drei und eine wälsche für vier Gulden gekauft; ich solle mit mir handeln lassen und mit demselben Preis zufrieden sein. Ich konnte jedoch von meiner Forderung nicht abstehen und nahm unterdessen die Arbeit in die Hand. Wie sich damit fertig war, nahm Georg Schultheß die Instrumente in Augenschein und sagte selbst: das Werk werde den Meister loben. Allein ich konnte mich mit dem Preis von 100 Gulden, den er mir zu bieten beauftragt war, noch keineswegs zufrieden erklären. Ich ersuchte ihn, dem Herzog zu melden, daß ich von dem Preis

von 160 Gulden für sämmtliche Trompeten und ihre Zubehörungen nichts ablassen könne, er möge dem Herzog aber versichern, daß, wenn sie völlig zugerichtet seien, weder der Kaiser, noch der römische König oder irgend ein Fürst im Reich dergleichen aufzuweisen haben würde. Ich selbst schrieb dem Herzog: ich gäbe zu, daß man zu dem von ihm angegebenen Preis Trompeten haben könne; ein Barbier in Nürnberg lasse sie dafür ebenfalls; aber die Arbeit sei auch danach. Wer meine Arbeit verstehe, werde gewiß auf einen Preis von mehr als 200 Gulden rathen. Ich meines Theils sei überzeugt, daß mir's mit dem Stimmen und mit der Arbeit Keiner weder in Deutschland noch in Wälschland nachmache. Ich will jedoch meine Meinung, weil sie ruhmredig klingen könnte, zurückhalten und lieber einige Worte aus einem mir mitgetheilten Schreiben des Hieronymus Schürstab an den Herzog über meine Arbeit sprechen lassen. Es heißt darin:

„Was den Posaunenmacher Neuschel betreffen thut, so hat mein Vater Leo die Arbeit, so er für Ew. fürstlichen Gnaden allbereits gefertigt, gesehen, die wahrlich sehr säuberlich und schön ist. Er will aber von den 160 Floren gar nichts fallen lassen, zeigt daneben an, er habe königlicher Würde zu Dänemark nur 10 wälsche und 10 deutsche Trompeten gemacht, dafür man ihm allhier, welches er beweisen will, 180 Gulden erlegt. Nun hat er für Ew. fürstlichen Gnaden solche deutsche und wälsche Trompeten verfertigt, dergleichen vordem nie sollen gesehen worden sein. Ich verstehe mich wahrlich auf solch Thun nicht viel, aber meines Bedünkens sind sie sehr säuberlich, auch künstlich und mit seltsamen Zügen gemacht. Zudem hat er auch sonderliche Heerpauken zu den wälschen machen lassen und in einem sondern Geld, meines Bedünkens etwa für 18 Gulden, angeschlagen. Nun liegt es an dem, ob Ew. fürstlichen Gnaden solche Trompeten zuvor sehen wollten. Georg Schultheß hat danach fleißig bei ihm angehalten und vermeint, wenn Ew. fürstlichen Gnaden sie sehen, dieselbe würden sie um das Geld nicht von sich kommen lassen."

Der Handel blieb jedoch noch lange in der Schwebe. Immer in der Hoffnung, der Herzog werde sich noch entschließen, ließ ich bei ihm anfragen: ob an den Trompeten auch Fahnen sein, ob man sie auch bekleiden solle, mit welcher Farbe und ob mit Seide oder, wie Kaiser und Könige pflegten, mit Damastkat oder wohl besser mit gutem Taffet, damit sie durch Nässe nicht Schaden litten. Ich erhielt lange Zeit keine bestimmte Antwort.

Mittlerweile mußte ich für den Herzog verschiedene andere musikalische Instrumente verfertigen, Posaunen, Zwergpfeifen, elfenbeinerne Zinken, deutsche und wälsche, Krummhörner, Rauschpfeifen und andere.

Darüber kam der Herbst des Jahres 1545 heran. Da nun der Herzog sich immer noch beschwerte, daß ich ihm die 12 deutschen Trompeten zu theuer angerechnet habe, weil er gehört haben wollte, daß ich dem Obertrompeter des Königs von Dänemark eine solche für 5 Gulden verfertigt habe, so mußte ich mich darüber offen gegen ihn aussprechen. Ich schrieb ihm daher: die Sache verhalte sich ganz anders. Ich hätte nämlich zwölf deutsche und zwölf wälsche Trompeten ganz schlechter, das heißt einfachster Art gefertigt und dafür 197 Thaler, sowie meine Frau Damastkat zu einem Koller zum Geschenk bekommen. Erst nachher sei mir gesagt worden, sie kämen nach Dänemark. Wie sie der Factor, dem ich sie übergeben, dort berechnet habe, könne ich nicht wissen. Um den Herzog aber über den Preis solcher Instrumente noch näher zu belehren, theilte ich ihm ferner mit, daß ich für zwölf deutsche und zwölf wälsche Trompeten nebst zwei Heerpauken vom König von Polen 200 Gulden, vom Markgrafen Joachim von Brandenburg für zwölf ganz ähnliche, wie die für den Herzog, 96 Gulden und vom Kurfürsten von Sachsen für zwölf schlechte, das heißt einfache deutsche Trompeten, 85 Gulden gezahlt erhalten habe. Hiernach möge der Herzog beurtheilen, ob ich die für ihn verfertigten wohl billiger im Preise hätte stellen können. Ueberdies möge er auch bedenken, daß die Anfertigung und das Zusammen=

stimmen von zwölf Trompeten, wenn sie völlig fehlerfrei sein sollten, fast ein halbes Jahr Zeit erforderten, woraus er schon entnehmen könne, welchen großen Gewinn man davon habe, wozu dann noch die doppeltgesteigerte Theurung und die hohen Preise des Silbers, Messings und dergleichen bei den Kaufleuten kämen. „Ich will das thun," fügte ich endlich hinzu, „Ew. fürstlichen Gnaden zu Ehren sechs große, zusammenstimmende Posaunen und eine Mittelposaune zu machen für 89 Rheinische Gulden, wofür mir der Kurfürst am Rhein, Otto Heinrich, der Landgraf von Hessen, die Könige von Polen und von England immer 100 Thaler gegeben haben. Ich will keine Bezahlung haben, bis Ew. fürstlichen Gnaden sie gesehen, denn ich weiß wohl, daß dieselben eine sondere Lust zu der Musica hat und verstehen es."

Auf diese Mittheilung erwarte ich bis diese Stunde immer noch eine Antwort. Leider wußte auch der herzogliche Rath darüber Nichts kundzuthun und empfahl sich dem Meister Neuschel, ihm für seine Gefälligkeit dankend.

Gewerblicher Betrieb in Kriegsgeräthen.

Kaspar Nützel merkte seinem Gast an, daß ihm Neuschel's Erörterungen ein wenig zu breit gewesen; deshalb sprach er lächelnd:

„Ihr müßt, edler Freund, es einigermaßen entschuldigen, wenn Euch Herr Neuschel etwas länger, als Ihr vielleicht erwartet, von seinen Trompeten und Posaunen unterhalten hat. Schreibt es nachsichtsvoll dem Umstand zu, daß, wie Ihr ja wisset, jeder Meister immer am liebsten von seiner Arbeit und von seinem Fache spricht, zumal wenn er, wie dies bei Herrn Neuschel aus seinem Munde selbst sehr vernehmbar der Fall ist, in sich das Bewußtsein hat, daß er ein tüchtiger und wahr-

hafter Meister in seinem Fache ist. Zudem habt Ihr es ihm zu danken, wenn Ihr wenigstens einige Kenntniß von der Industrie in musikalischen Dingen, in der sich Nürnberg auszeichnet, gewonnen habt.

Jetzt aber führe ich Euch zu ernsteren Dingen. Ich weiß längst, daß Euer Herzog ein sehr kenntnißreicher und gründlich unterrichteter Kriegsmann ist. Seit vielen Jahren ist, wie allbekannt, ihm der Krieg ein Studium. Daher waren auch, zumal in früherer Zeit, Turniere und andere ähnliche Kriegs- und Waffenspiele seine liebsten Vergnügungen, besonders bei glänzenden Festlichkeiten, oder wenn fürstliche Personen zum Besuch an seinem Hofe erschienen.

In dem Allem fand schon immer und findet sich noch jetzt Euer Herzog vorzüglich wieder an unser gewerbthätiges Nürnberg gewiesen. Wollte er sich durch ein Conterfei über eine Belagerung, über einen Kriegszug des Kaisers, über dessen Art des Brückenbauens, des Schanzengrabens und dergleichen gründlich unterrichten, dann war, wie ich Euch schon vor Kurzem sagte, es immer zunächst unsere Stadt, von wo aus er am sichersten auf Befriedigung seiner Wünsche rechnen konnte. Ebenso sind es gerade vorzüglich auch unsere geschickten Helmschmiede, Plattner und Panzermacher, von denen er seine Harnische und Rüstungen verfertigen läßt. Ich weiß zwar, daß er sich in früherer Zeit, als er noch Hochmeister war, einen sehr schönen Kampf-Harnisch in Augsburg von dem dortigen kaiserlichen Plattner und Helmschmied Kolmann machen ließ. Er war vergoldet und der Meister wußte die Trefflichkeit seiner Arbeit auch gehörig zu loben. Er sei überzeugt, ließ er den Herzog wissen, daß kein Fürst und kein Herr im ganzen Reich einen solchen Harnisch habe, und er selbst habe auch noch keinen köstlicheren gemacht; er finde selbst eine Lust daran und so hoffe er auch, der Herzog werde, außer dem Preis von 180 Gulden, ihm und seiner Frau noch ein besonderes Ehrengeschenk zukommen lassen, denn ein solches habe er wohl verdient. Theils mochte vielleicht schon das ruhmredige Wesen des Mannes und

seine unbescheidene Zudringlichkeit, theils wohl auch der Umstand, daß nach einer Anzahl von Jahren der Harnisch dem Meister zur Reparatur wieder zugeschickt und dafür abermals 60 Gulden gezahlt werden mußten, den Herzog bewogen haben, solche Harnisch- und Rüstungs-Arbeiten fast ausschließlich in Nürnberg verfertigen zu lassen.

Und wir haben hier auch der tüchtigsten Meister in diesem Fach eine genügende Zahl. Einer der Ersten ist der Plattner Wilhelm, von Worms gebürtig; er ist zugleich Büchsenmacher und verfertigt für Euren Herzog auch Pirschbüchsen, die ebenfalls in gutem Rufe stehen. Er liefert das Paar auf's Beste, von gutem Eisen gemacht, für 7 Gulden. Seine Hauptarbeiten aber bestehen in Harnischen und allerlei anderm Rüstzeug. Euer Herzog ließ ihm einmal für verschiedenes Rüstzeug 353 Gulden und für Harnische auf 20 Mann 653 Gulden, also eine Summe von 1006 Gulden, ein andres Mal für einiges Rüstzeug auf ebenfalls 20 Mann wieder 460 Gulden auszahlen und ihm dazu auch noch ein Ehrenkleid überreichen."

„Im Jahr 1537," fiel der Rath dem Erzähler in die Rede, „ließ Herzog Albrecht sogar einen Eurer Panzermacher, Georg Mülner Salwirt, unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Königsberg kommen, er versprach ihm gebührlichen Lohn für alle seine Arbeiten, dazu ein gewisses jährliches Dienst- oder Wartgeld, ein Hofkleid, eine bestimmte Geldsumme für Essen und Trinken am Hof, freie Behausung mit freier Heizung, eine Wassermühle, Steuer- und Wachfreiheit; er versah ihn endlich auch mit den nöthigen Geldmitteln, um sich mit mehren Centnern Stahl und allen andern Bedürfnissen seines Handwerks versorgen zu können. Salwirt stand bis zu seinem Tode beim Herzog in Gnaden." „Dann aber," fuhr Nützel fort, „mußte Herzog Albrecht sich doch wieder hierher wenden. An unsere Plattner Valentin Siebenbürger und Hans Ponacker kommen von Eurem Herzog immer noch neue Bestellungen für seine Harnisch- und Rüstkammer. Wie bedeutend diese zuweilen sind, davon will ich Euch nur ein Beispiel vorlegen. Georg

Schultheß erhielt vor einiger Zeit den Auftrag, hier von unsern Meistern für ihn folgende Dinge verfertigen zu lassen: ein Rennzeug und einige Rüstungen, neun doppelte Straußfedern um die Helme oder Hauptharnische, ganz weiß, oben an den Spitzen mit Tollen und diese roth eingesprengt, 11 Köcher zu den Armbrüsten, 10 Winden zu den Armbrüsten, am Ringharnisch 11 Paar Flanker, 11 Paar Harnischärmel und acht Schürzen, 200 verzinnte Ringe zu Rück- und Krebs- und Leibgürteln, 200 derselben zu den Kniekopfen und Handschuhen, 50 Paar Federn auf die stählernen Koller, Armzeuge und Spangerollen, 10 Paar Federn zu den Stirnen, 50 Paar Federn zu den Armzeugen auf die Puckeln, fünf Hirnhauben, sieben Stoßdegen zu den Schwertern und verschiedenes Andere.

Was ich Euch aber bisher von den Arbeiten und Bestellungen für und von Eurem Herzog gesagt, daß dürft Ihr füglich auch auf andere deusche Fürsten übertragen, denn unsere Plattner, Helmschmiede und Panzermacher stehen aller Orten in so gutem Ruf, daß man in Deutschland wohl wenige Rüstkammern finden wird, in denen nicht Dieses und Jenes aus ihren Werkstätten zu sehen ist. Gehen doch ihre Arbeiten auch nach Polen, Ungarn und Böhmen und mußte doch schon im Jahre 1526 unser Meister Wilhelm von Worms dem Könige von Schweden einen Plattner-Meister nebst fünf bis sechs Gesellen aus Nürnberg schicken.

Es ist jedoch Zeit, daß ich Euch nun auch in unser großes Gießhaus, unsere Büchsengießerei, führe. Hier glänzt wiederum ein Name, den Ihr schon in der Sebalduskirche als Verfertiger des Sebaldusdenkmals habt nennen hören: der berühmte Bildhauer und Erzgießer Peter Vischer. Er war auch Eurem Herzog schon frühzeitig auf's Rühmlichste bekannt. Nun wollte sich dieser im Jahre 1528 einiges Geschütz für sein neues Zeughaus gießen lassen und erfuhr, der rechte Mann dazu sei der Sohn Peter Vischer's, gleichfalls Peter Vischer genannt. Es war der älteste der fünf Brüder, mit denen der Vater das Meisterwerk des Sebaldusdenkmals zu Stande gebracht. Der

Herzog theilte ihm sein Vorhaben mit und lud ihn zu dessen Ausführung an seinen Hof ein, „denn," fügte er hinzu, „nachdem wir Deinen Vater mit seiner Arbeit so kunstreich rühmen hören, setzen wir voraus, daß Du von ihm auch etwas gesehen und begriffen haben werdest."

Peter Vischer konnte sich, da sein Vater schon sehr alterte (er starb zwei Jahre nachher, 1530), nicht entschließen, der Einladung des Herzogs zu folgen, und dieser mußte sich damals begnügen, sich von den in jener Zeit eben hier in Nürnberg neu gegossenen Geschützen genaue Conterfeie kommen zu lassen, um sie durch seinen Büchsengießer in Ausführung zu bringen, der gleichfalls ein sehr geschickter Nürnberger war, nämlich der ihm von Georg Schultheß empfohlene Sebastian Vischer, ein naher Verwandter des berühmten Peter. Er rühmte sich, daß er nicht allein in der Büchsenmeisterei, namentlich im Büchsengießen, sondern auch im Pulvermachen und allerlei Kupfer- und Messing-Arbeiten, selbst in Häuser- und Mühlenbauwerken erfahren sei und, wenn es verlangt werde, sich auch als Zeugmeister gebrauchen lassen könne.

Wie Euer Herr, so hat sich auch der König von Polen seinen Büchsengießer Oswald aus Nürnberg holen lassen. — Der Kaiser läßt zwar all sein schweres Geschütz, scharfe Metzen, Kardaunen, Nothschlangen und Halbschlangen, Mauerbrecher und anderes dergleichen großes und kleines Feldgeschütz fast immer nur in Augsburg gießen; allein alles Andere, was sonst noch zur Kriegsrüstung oder Artillerie gehört, die Büchsengestelle, die Büchsenwagen, das Hebezeug, die Winden u. s. w. kann ihm Augsburg, wie er sie verlangt, nicht liefern, die müssen ihm *unsere* Meister verfertigen.

Ihr kennt wohl selbst die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, um unser schweres Geschütz auf unsern meist schlechten Wegen von Ort zu Ort zu transportiren, und wenn es im Kriegsfelde gebraucht werden soll, ihm leicht und schnell die erforderliche Richtung zu geben. Man hat nun längst allerlei Versuche gemacht, die Uebelstände zu beseitigen, und

glaubte hier in Nürnberg im Jahre 1535 eine Einrichtung getroffen zu haben, wodurch die wesentlichsten Schwierigkeiten zu heben seien. Euer Herzog hatte davon kaum gehört, als er sich gleich an meinen Collegen, den Rathsherrn Christoph Fürer, wandte und ihn brieflich bat, ihm sofort ein Muster von allen Abtheilungen solches Gezeugs zuzuschicken. Fürer kam dem Wunsche des Herzogs bald nach. Der neueingerichtete Büchsenwagen, meldete er ihm, sei eine Erfindung eines sehr geschickten Nürnberger Zimmermanns; man könne auf ihm eine Last von 202 Centnern mit 8 Pferden fahren; allein wie die übersandten Muster zeigen würden, sei in seiner Einrichtung doch auch Manches sehr bedenklich, zumal wenn er auf tiefen und gebirgigen Wegen gebraucht werden solle. Die neuerfundenen Hebezeuge mit den Winden und dem dabei angebrachten Bock fanden beim Herzog nach dem gegebenen Muster vollen Beifall. Die Bedenklichkeiten in Betreff des neuen Geschützwagens theilte er mit Fürer zwar ebenfalls, rühmte es aber doch als etwas Vortreffliches, daß man wenigstens den Versuch zu Verbesserungen mache, und bedauerte, in Preußen keinen ähnlichen erfinderischen Kopf zu haben. Einen solchen scharfsinnigen Kopf bekam er hier aus Nürnberg noch in demselben Jahr."

„Ihr meint den von Schürstab empfohlenen Meister Martin Tanner, nicht wahr?" fragte der Gast, und Kaspar Nützel antwortete: „Den nämlichen. Er war damals ein noch junger Mann, der aber unsern Rathsherren schon „viel seltsame Stücke" in ihr Zeughaus gefertigt hatte. Er hatte soeben, als er dem Herzog empfohlen wurde, eine „Anzahl trefflicher, gewaltiger Stücke von Winden und Hebezeug" für den Kurfürsten von Brandenburg und den Herzog Heinrich von Braunschweig abgeliefert, für die ihm 900 Gulden gezahlt wurden. Er fand also hier in Nürnberg immer sehr reichlichen Verdienst; aber er hatte schon oft geäußert: er wolle sich mehr in der Welt umsehen und sich am liebsten bei dem kriegskundigen Herzog in Preußen niederlassen. Und so ist es ihm auch geglückt, denn

Euer Herzog hatte die Muster seiner Arbeiten kaum gesehen und überdies gehört, daß er auch in der Waffenkunst bisher noch nie gesehene Werke ausgeführt, als er ihn sofort in seine Dienste berief."

„Und auf der Reise zu uns," sprach der herzogliche Rath, „hat er auch dem Kurfürsten in Berlin die Visirungen und Muster seiner Arbeiten vorzulegen die Ehre gehabt."

Gewerbthätigkeit für häusliche Bedürfnisse.

„Ebenso aber, wie in Kriegswerkzeugen," hob Nützel von Neuem an, „leisten unsre Mitbürger auch in der Verfertigung von Hausgeräthen Ausgezeichnetes. Silberne Trinkgeschirre, Becher, Becken, Gießkannen und dergleichen sieht man an allen Fürstenhöfen; auf allen fürstlichen Tafeln findet man Nürnberger Meisterwerke von silbernen und vergoldeten Credenzen, wie auch silbernes Eßgeschirr von allerlei Art, zum Theil über und über stark vergoldet. Wir Rathsmänner selbst haben in unsrer Losungsstube ein prachtvolles Tafelservice, worauf wir mit Recht stolz sind, wenn wir auf Reichstagen oder bei andern großen Festlichkeiten die anwesenden Fürsten und hohen Herren Gast zu bitten. Es hat dies für unsere Gold- und Silberarbeiter den Vortheil, daß die Fürsten und hohen Herren ihre Kunstarbeiten näher kennen und schätzen lernen, was ihnen dann oft Anlaß giebt, für sich bei unsern Meistern gleichfalls Bestellungen solcher Art zu machen. So war es vor einigen Jahren der Fall bei Eurem Herzog. Er mochte hier bei einer solchen Gelegenheit einen schönen Credenz-Pokal gesehen haben und bestellte sogleich auch einen für seine Gemahlin und zwar, wie er dem Goldschmied ausdrücklich vorschrieb, von demselben Silbergewicht und derselben Form, wie ihn „die Herren zu Nürnberg von fleißiger Arbeit in

ihrer Losungsstube hätten, um damit Fürsten und Herren zu ehren."

Es giebt wohl keinen Fürsten, der nicht wenigstens einen Theil seines nöthigen Silbergeräths, sei es für seinen häuslichen Bedarf, für seine Tafel oder auch zu Geschenken, hier verfertigen läßt. Ich will Euch unter den mir zufällig bekannten nur die Könige von Dänemark und Polen, den Kurfürsten Moritz und seinen Bruder, den Herzog August von Sachsen und den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz nennen. Kaum aber setzt einer von ihnen unsere Goldarbeiter, besonders unsern Meister Arnold Wenk, seit seinem ersten Regierungsjahr so oft und vielfach in Arbeit und Verdienst, wie Euer Herzog. Schon im Jahre 1526, wie mir Wenk mitgetheilt, ließ er sich zu seinem Vermählungsfest mit Dorothea ein Silbergeschirr für 649 Gulden verfertigen, außerdem einen kostbaren, prächtig gearbeiteten silbernen Pokal. Als sich dann seine Schwester Margaretha mit Johann von Zapolya, der eine Zeitlang König von Ungarn war, verlobte, erhielt Arnold Wenk von ihm den Auftrag, für ihn als Geschenke zu dem ihr versprochenen Hausrathe „auf's förderlichste und säuberlichste" mehre silberne Trinkbecher, Gießbecken, Kandeln und anderes dergleichen Geräth zu fertigen. Es kam vor, daß sich der Herzog in einem Jahr ein Dutzend Teller und Löffel, sechs Salzfäßchen, ein Paar Leuchter und vier Pokale, Alles von Silber und prachtvoll gearbeitet, für 584 Gulden, und dann wiederum eine fast gleiche Zahl silberner, ganz vergoldeter Teller und Löffel, acht silberne Trinkgeschirre und Anderes dergleichen für 549 Gulden vom Meister Wenk verfertigen ließ. Der mächtig große silberne Humpen, der oft auf Eurer Herzogstafel prangt, von 15 Mark Gewicht, den Ihr gewöhnlich den „großen Nürnberger" nennt, ist gleichfalls aus Wenk's Werkstatt hervorgegangen. Zuweilen werden diese verschiedenen Silbergeschirre auch mit dem Preußischen, Markgräfisch-Brandenburgischen oder Dänischen Wappen oder auch mit allen dreien zugleich geschmückt. Ueberhaupt geht selten ein Jahr vorüber, in dem nicht unsere Gold- und Silberarbeiter, vorzüg-

lich Meister Wenk, mit Bestellungen von Eurem Herzog beschäftigt sind. So oft er bei irgend einer Gelegenheit einen Fürsten oder eine Fürstin mit einem Geschenk erfreuen will, ist es ein schöner Credenz-Pokal; so oft er einen von ihm hochgeehrten Gelehrten, wie Luther, Melanchthon, Camerarius, Veit Dietrich, mit einem Zeichen seiner hohen Gewogenheit und Hochachtung beehren oder sich für ein ihm zugesandtes Geschenk, eine Widmung u. dgl., erkenntlich zeigen will, ist es in der Regel ein silberner Becher, der hier für sie verfertigt wird.

Nicht selten läßt sich Euer Herzog von hier aus die sogenannten Harmgläser, zuweilen Dutzende zuschicken. Sie bilden einen Handelsartikel einiger unserer Kaufleute, die sie aus Venedig beziehen; diese venetianischen, das Stück zu 6 Batzen, gelten für die besten und sind den hessischen vorzuziehen, die nie so schön sind wie die krystallischen aus Venedig. Sie gehen von hier auch an andere deutsche Fürstenhöfe. Zu welchem Gebrauch sie aber da dienen und weshalb sie Harmgläser heißen, habe ich nie recht erfahren können und Euer Achselzucken sagt mir, Ihr seid in demselben Fall.

Daß unser Nürnberg auch in der Uhrmacherkunst eine gewisse Rolle spielt und unserm einstigen Mitbürger Peter Hele, der noch im Anfang dieses Jahrhunderts lebte, die Erfindung der Taschenuhren zugeschrieben wird, ist Euch wohl längst bekannt. Wir haben aber auch jetzt noch einen Mann in unserer Mitte, der sich viel mit künstlichen Uhrwerken beschäftigt. Es ist derselbe Mathematiker und Mechaniker, den ich Euch bereits wegen seiner Lieblingsbeschäftigung mit Horoskopien, Quadranten, Compassen und ähnlichen Instrumenten nannte, unser Vicar an der Sebalduskirche, Georg Hartmann. Wie seine Sonnen-Compasse weit und breit sehr geschätzt sind, so verfertigt er auch vorzüglich schöne Sonnen-Uhren. Eine solche von Elfenbein erhielt vor wenigen Jahren auch Euer Herzog zum Geschenk. Hieronymus Fürer, der sie ihm übersandte, schrieb ihm: es sei ein so vortrefflich gearbeitetes Werk, daß etwas dergleichen zuvor noch nie gesehen worden; er habe daher auch

die vordem für Hartmann bestimmt gewesene Verehrung eines silbernen Trinkgeschirres noch desto stattlicher und schwerer machen lassen und ihm dasselbe im Namen des Herzogs überreicht.

So seht Ihr, mein edler Freund, daß, wer in irgend einer Sache des häuslichen Bedarfs etwas Tüchtiges, Kunst- und Geschmackvolles gearbeitet zu haben wünscht, sich meistentheils an unsere ausgezeichneten Meister wendet. So erhielt einmal Schürstab von einem Fürsten den Auftrag, für ihn von einem geschickten Wappenschneider in Nürnberg, weil sonst nirgends ein solcher zu finden sei, sein Wappen in Silber geschnitten verfertigen zu lassen. Es befremdet aber, wenn von hier zuweilen auch Dinge bezogen oder bei hiesigen Meistern Bestellungen gemacht werden, von denen man glauben möchte, daß sie in jedem Lande leicht 'zu beschaffen seien. Wie kommt's, fragt man, daß z. B. Euer Herzog seine Pferdegeschirre und die Glieder zum Hals- und Stirnschmuck seines Rosses hier in Nürnberg verfertigen läßt, daß er sich sogar einmal fünf Centner Blech und Stahl zum Beschlagen der Sättel mit schweren Kosten von hier kommen ließ? Er hatte lange Zeit nicht einmal einen Menschen, der ihm „ein gutes Zelt für seinen eigenen Leib" zurecht zu bringen verstand. Er ließ durch Schürstab, ohne daß dieser seinen Namen nennen durfte, bei unserm Rath „weitläuftig" anfragen: ob er ihm nicht eins seiner Zelte ablassen wolle? Da ihm geantwortet wurde: „der Rath habe sich von Zelten, Pulver, Kugeln und anderm Kriegsvorrath mit Darleihen an den Kaiser und den Römischen König so sehr entblößt, daß ihm das Alles noch ausstünde und man also dem Herzog nichts Tüchtiges der Art darbieten könne," so mußte Schürstab ihm einen Nürnberger Zeltmacher nach Preußen schicken. Zu manchen Dingen habt Ihr das beste Material in Eurem Lande selbst; allein es bleibt dort unbenutzt, weil es an kunstfertigen Händen fehlt, die es zu gebrauchen wissen. Ich meine z. B. das so schätzbare Eibenholz. Ihr wisset wohl, daß in jetziger Zeit die Handröhre und besonders die halben Haken allenthalben

so sehr in Aufnahme kommen, daß die Engländer und Niederländer, die sich bisher vorzüglich der aus Eibenholz verfertigten Bogen bedienten, sie jetzt fast gar nicht mehr gebrauchen, als etwa nur noch zur Kurzweil und Belustigung. Nun hatte man bisher das österreichische Eibenholz zu solchem Zweck immer für das beste in der Welt gehalten und vom Kaiser und Römischen König war die Ausfuhr dieses Holzes aus ihren Landen lange Zeit auch frei gegeben, wurde aber mit einemmal im Jahre 1538 sehr behindert und erschwert. Da erfuhr unser Mitbürger Leonhard Stockhammer, der diesen Handel betrieb, von Georg Schultheß, daß in den Wäldern und Wildnissen Preußens das beste Eibenholz zu finden sei. Er wandte sich alsbald an den Herzog, bot ihm dafür jede gebührliche Bezahlung und bat um die Erlaubniß, vorläufig einen Diener schicken zu dürfen, der die Wälder besichtigen und untersuchen solle, was in der Sache auszurichten sei. Seitdem verarbeitet man Euer Eibenholz hier in Nürnberg."

„Von diesen Verhandlungen," warf der herzogliche Rath ein, „habe ich die genauste Kenntniß, denn ich selbst führte sie im Auftrage meines Herrn. Ich weiß auch, wie Euer Nürnberg uns in Gartenbau und Obstzucht unterstützt. Bald sind es Propfreiser von den hier vortrefflich gedeihenden Königsbirn-, Muskateller- und Regelbirn-Bäumen, die der Herzog sich schicken läßt, bald macht Euer emsiger Gärtner Hans Brinn ein Geschenk mit Propfzweigen von Wasser-, Kirch-, Eier-, Adlers-, Himmels- und Marienbirn-Bäumen oder von den herrlichen Pfalzgräfern, alle von bester Art; oder er versieht ihn mit Knotholz (was Ihr hier zu Land Fächser nennt) von den besten Weinreben, besonders der trefflichen Heilbronner Art. Ein Anderer macht ihm große Freude, wenn er ihm Ableger von Eurer vorzüglich schönen Erdbeergattung oder Kerne von Milaunen oder Melonen schickt. Wenn ich nicht irre, ist diese erfrischende Frucht durch solche Saatkerne bei uns in Preußen zuerst im Jahre 1549 einheimisch geworden, denn in jenem Jahr war sie hier in Nürnberg so ausgezeichnet gut

gediehen und wegen der kühlen Herbstwitterung durch langsame, späte Zeitigung die Saatkerne so gut ausgewachsen, daß man hoffen konnte, die Frucht werde durch sie auch bei uns zu erfreulichem Gedeihen kommen. Und so möchte ich fast glauben, daß auch die Linsen erst einige Jahre zuvor von hier aus nach Preußen verpflanzt worden. Selten waren sie wenigstens bei uns; denn wie hätte es sonst der alten Felicitas Schürstab, der Mutter Eures Hieronymus, einfallen können, unsrer Herzogin ein Maaß Linsen als Geschenk zu schicken, wofür sich die Herrin auf's Freundlichste bedankte. Gewiß ist, daß das Dinkelgetreide von hier aus zuerst nach Preußen gekommen ist, denn Georg Schultheß erhielt im Jahre 1539 vom Herzog den Auftrag, ihm einen Scheffel Dinkelsamen, woraus das weiße Brod gebacken werde, zuzuschicken und dabei zu berichten, zu welcher Jahreszeit man denselben zu säen pflege, ob vor dem Winter oder erst im Frühling, damit er in Preußen zu rechtem Gedeihen komme. Doch ich habe Euch unterbrochen, Freund Kaspar, und möchte gern von Euch soviel wie möglich erzählt hören, bis Ihr selbst sagt: es ist genug."

Betrieb in Geldgeschäften.

„Nach dem, was ich Euch, mein edler Freund," versetzte Nützel, „bisher über den Handel und Wandel unserer Stadt mitgetheilt habe, dürft Ihr wohl schließen, daß in unserer Bürgerschaft auch ein sehr bedeutender Geldreichthum vorhanden sein müsse. Und allerdings galt von jeher und gilt noch jetzt Nürnberg trotzdem, daß durch die Entdeckung des Seewegs nach Indien der Handel schon mehr und mehr eine andere Richtung nimmt, für eine der reichsten Städte im Reich, denn wenn es in der Handelswelt an seiner einstigen großen, man kann wohl sagen, an seiner europäischen Bedeutung auch schon etwas ver-

loren hat, so bleibt ihm doch immer noch der Haupthandel mit Italien und sein reicher Waaren-Absatz nach dem Norden. So kommt hier von Jahr zu Jahr eine große Summe Geldes in Umlauf und es werden von Zeit zu Zeit mit Geld sehr bedeutende Geschäfte gemacht. Wie in Leipzig, so besteht auch hier eine dem Raimund, Anton und Hieronymus Fugger zugehörige Factorei, und der dabei angestellte Factor versteht auch sein wucherisches Gewerbe in seiner Weise vortrefflich; man klagt, daß man bei ihm gegen ein Anleihegebot von etwa 2200 Gulden nicht einmal 2000 Thaler einwechseln könne. Ueberdies suchen sich die Fugger im Ausleihen ihrer Gelder ihre Leute immer sehr vorsichtig aus. So gefällig sich sonst besonders Anton Fugger in Handelsverbindungen mit Italien und, wie ich Euch schon mittheilte, auch der Fuggerische Syndicus Sylvester Raid gegen Euren Herzog in vielen andern Dingen zeigte, in Geldsachen mochten sie mit Herzog Albrecht nichts zu thun haben. Sie schlugen ihm eine gewünschte Anleihe von nur 2000 Gulden unter allerlei Vorwänden ab, theils, wie sie angaben, wegen bedeutender Zahlungen, zu denen sie durch den Tod ihres Vetters und Bruders Ulrich Fugger verpflichtet seien, theils wegen einer einem Erzherzog von Oesterreich bewilligten Anleihe, theils wegen sehr ansehnlicher Kosten, die sie auf ein Bergwerk in Ungarn verwenden müßten.

Weit bereitwilliger in solchen Dingen zeigte sich stets gegen Euren Herzog unser Rath. War der Fürst einmal im Augenblick nicht in der Lage, dem Meister Arnold Wenk für geliefertes Silberwerk eine Summe von 1100 Gulden zu entrichten, so schoß der Rath sie ihm ohne Weiteres vor und mehrmals lieh er ihm auch Summen von 2000 bis 3000 Gulden. Nicht so aber dem jüngstverstorbenen Kaiser Ferdinand I., als er noch Römischer König war. Es fand im Sommer des Jahres 1542 hier ein Reichstag statt. Bald nach des Königs Einzug in die Stadt ward er am 24. Juli eröffnet, für uns ein unvergeßlicher, sorgen- und angstvoller Tag. Die wenigen anwesenden Fürsten und die große Zahl von Gesandten der verschiedenen Reichs-

stände hatten sich früh Morgens im Rathssaal unsers Rathshauses versammelt, der Römische König war ebenfalls um 8 Uhr dort angekommen und die Sitzung mochte wohl kaum eine Viertelstunde gedauert haben, als mit einemmal aus einer kohlschwarzen Wolke an dem sonst heitern, hellen Himmel ein furchtbarer Blitz mit einem schrecklichen Donner, wie man ihn noch nie gehört, die Versammelten und die ganze Stadt mit Zittern und Beben erfüllte. Es blieb nur bei dem einen schweren Schlag, denn die Wolke war plötzlich verschwunden. Es schien dies Allen so wunderbar, daß Einer den Andern fragte: was mag das seltsame Zeichen bedeuten? Man legte es fast allgemein dahin aus: daß es eine sonderliche Warnung Gottes sei, die Römische königliche Majestät und die versammelten Stände an ihr wichtiges Amt zu erinnern. Auf diesem Reichstage war es, daß der König an unsern Rath die Bitte richtete, ihm mit einer Anleihe von 20,000 Gulden zu Hülfe zu kommen. Man schlug sie ihm aber ab, obgleich man wohl wußte, der König werde es höchst ungnädig aufnehmen und es die Stadt irgend einmal entgelten lassen. Wir Nürnberger, sagte damals mein College im Rath, Hieronymus Schürstab, fragen nicht viel danach, fürchten uns nicht und lassen ihn zürnen. Der Herzog von Preußen hat an uns immer ganz dienstwillige Diener und ich weiß gewiß, daß ich im Fall der Noth für ihn eine solche Summe ohne alle Beschwerden in Nürnberg würde zu Wege bringen können.

Ihr seht, mein werther Freund, das Geld macht Manchen keck, kühn und stolz; aber es macht auch Manchen übermüthig, frech und schamlos. Das beweisen leider auch unsere Geldmänner. Die Fürsten kennen den Reichthum unserer Kaufleute sehr wohl und nehmen sehr oft, besonders auf Reichstagen, wo sie mitunter viel verschwenden, bedeutende Anleihen bei ihnen auf. Diese aber benutzen dann auch die fürstliche Geldnoth; daher bei uns der schnödeste Unfug mit Geldwucher. Schürstab sprach sich einmal sehr treffend darüber aus: „Es geht bei uns so zu, daß es wohl besser zu wünschen wäre, denn der Eigen=

nutz und unerhörte Wucher hat dermaßen überhand genommen, daß es nicht Wunder wäre, wenn Alles zu Trümmern und zu Boden ginge; man giebt jetzund nicht mehr fünf oder sechs, sondern schon funfzehn und achtzehn auf's Hundert. So nehmen die Fürsten viel Geld allhier von unsern Kaufleuten auf. Wenn aber dieselben zuletzt bei Etlichen die Hauptsumme verlören, so geschähe ihnen um solches unchristlichen Wuchers willen vollkommen recht."

Es muß Euch mit Recht befremden, daß diesem Wucherunfug bei uns noch kein Gesetz steuert, während wir uns doch in andern städtischen Verhältnissen mancher guten Anordnung erfreuen. Wir haben z. B. seit dem Jahr 1536 eine treffliche Feuer-Ordnung. Ihr werdet sie wohl schon kennen, denn nachdem man sie damals von Neuem geregelt und verbessert, wurde sie Eurem Herzog auf seinen Wunsch von Leo Schürstab, zu der Zeit alter Bürgermeister, zugeschickt. Ebenso erhielt er einige Jahre zuvor unsere Polizei-Ordnung durch einen unserer Rathsherren. In dieser hat uns freilich erst Noth und Gefahr zu mancher bessern Einrichtung gezwungen. Im Sommer des Jahres 1543 brach in Süd-Deutschland an vielen Orten eine furchtbare pestartige Krankheit aus und man fürchtete ihren Ausbruch auch in unserm reichbevölkerten Nürnberg. Man schrieb sie als eine Strafe Gottes den vielfältigen sündhaften Uebertretungen zu, die schon lange in mancherlei Weise auch in unserer Stadt herrschten, der Lästerung des göttlichen Namens, der Völlerei, Unzucht, Verletzung der Nächstenliebe und andern Lastern, die überall im Schwange waren. Die Sterblichkeit war hier auch schon sehr bedeutend, als wir, die im Rath saßen, durch eine gedruckte, in alle Häuser vertheilte strenge Verordnung dem Uebel möglichst zu steuern suchten. Wir ermahnten darin die Bürger nicht nur, von ihrem sündhaften Wesen, ihren Lastern abzustehen und durch Andacht und Gebet Gottes Barmherzigkeit anzuflehen, sondern wir geboten mit ernstem Nachdruck die Abstellung von allerlei Mißbräuchen und Unordnungen, die damals gerade äußerst gefährlich wirken

konnten. Unter Anderm ward verfügt, da die Krankheit nach Angabe verständiger Doctoren vorzüglich aus Vergiftung der Luft und durch üblen, vergiftenden Geruch entstehe, so sollten die Bürger gewarnt sein, Straßen und Gassen ferner nicht durch Unsauberkeit zu verunreinigen, sondern sie in's Wasser der Pegnitz oder Fischbach bringen lassen. Kein Barbier, Bader oder Wundarzt solle fortan und so lange die Sterblichkeit herrsche, zur Ader gelassenes Blut in die heimlichen Gemache oder auf die Gasse schütten und es nirgend anderswohin als nur in die Pegnitz tragen, bei Strafe von zwei Pfund neuer Heller. Da häufig lange Zeit Mist in den Gassen liegen bleibe und dadurch übler Geruch entstehe, so verordne hiemit der Rath, daß kein Mist länger als zwei Tage auf den Gassen liegen darf, auch nicht mitten auf die Straße geschüttet werden solle. Der Uebertreter verwirket die Strafe von einem Pfund neuer Heller. Während der Sterblichkeit und bis die Zeit besser werde, solle kein Bettgewand, Kleidung oder Anderes, worauf ein Kranker gelegen oder was für ihn gebraucht worden, nirgendswo weder heimlich noch öffentlich verkauft, auch keinerlei Leinenzeug von kranken Personen an irgend einem Ort der Stadt gewaschen oder gesäubert werden. Diesen Warnungen und Verboten fügten wir noch einige Anordnungen hinzu, wodurch theils der weitern Verbreitung der Seuche möglichst vorgebeugt, theils Kranken schnelle Hülfe und Rettung zu Theil werden sollte.

Doch ich will Euch mit dieser unerfreulichen Mittheilung nicht weiter behelligen. Nehmt sie zugleich nachsichtsvoll als meine letzte an, die ich Euch zu machen habe. Hatte ich Euch früher unser Nürnberg in so vielen Dingen in seiner heitern Lichtseite gezeigt, so mag diese letzte Mittheilung Euch auch einen Blick auf den dunkeln Hintergrund des Bildes eröffnen. Laßt es Euch nun noch wohl sein in unsrer lieben Stadt und in meinem Hause, so lange es Euch gefällt und Ihr Muße habt, und kehret dann glücklich in Eure Heimath zurück!"